

Der rechte Jungenführer wird darauf ausgehen, Abenteuermöglichkeiten zu schaffen und die Jungen in erregende Erlebnisse hineinzureißen.

Es lässt sich nicht leugnen, dass das Gruppenleben dann am intensivsten zur Befriedigung führt, wenn es kämpferischen Charakter trägt.

Sobald in der Wertordnung der Jungen – und das ist bei Zwölfjährigen der Fall – das Ideal des „Indianers am Marterpfahl“ oder die Leitlinie des „Spartanertums“ Geltung gewonnen hat und eine gewisse Kaltblütigkeit und stoische Selbstbeherrschung erstrebt werden, lässt sich auch das Ideal der selbst durch Schmerzen und scheinbare Erniedrigung nicht zu erschütternden Wahrhaftigkeit erwecken und willensmäßig unterbauen.

Hans Heinrich Muchow, „Flegeljahre – zur Psychologie und Pädagogik der Vorpubertät“ 1953

Dies Buch vereinigt alle Texte, die Lothar Sauer in den letzten 50 Jahren zum Thema „Jungenleben“ verfasste: eine putzmuntere Sammlung von Erfundenem und Erlebtem aus älteren Tagen – und auch Kritisches aus neuerer Zeit.

Die meisten Beiträge entstanden für die alten KOMMIT-Kalender aus Münster, später auch teils für den „eisbrecher“ und das „stichwort“ aus dem Südmark Verlag.

Wie schon in den früheren Werken „Kitzelkur und Schlangenfress“, den „Jungen von Neulati“ und dem „Negus futschikato“, bestätigt Lothar Sauer hier erneut, dass er so „echt“, so zupackend und humorvoll für und über Jungen schreiben konnte wie kaum ein anderer. Wem wäre es wohl sonst gelungen, sich so authentisch in die Denk- und Erlebnisweise der Vorpubertät zu versetzen? Auch seine drei schwarzweißen Fotobände zeugen davon.

Zugleich dokumentieren seine Texte indirekt, d.h. im Vergleich zur Gegenwart, den fortschreitenden Verfall des zünftigen Jungenlebens von einst: Seit etwa 1960 verschwinden mehr und mehr die alten Abenteuer der Lederhosen-Wildlinge und weichen der Koedukation, dem bequemen Fernsehkonsum und wachsender Verweichlichung der Freizeit-Aktivitäten. So gesehen, eine deprimierende Bilanz.

Mancher mag vielleicht die Nase rümpfen über die Vielzahl der Fesselszenen, die damals vom Karl-May-Lesen angeregt wurden und jahrzehntelang zum Repertoire des rauhbeinigen Jungenlebens, seiner Kampfspiele und Mutproben gehörten. Möchte man sie aber heute, wo sie praktisch ausgestorben sind, nicht allen halbwegs erlebnishungrigen Jungen wieder ein wenig wünschen?

Wie weit aus diesen vorgestrigen Anekdoten für uns Heutige noch einiges zu lernen oder gar zu übernehmen wäre, das bliebe zu bedenken. Man frage vielleicht mal die Jungen.

Lothar Sauer

Jungens von damals

Gesammeltes aus zünftigeren Zeiten
(1953-1986)

Lothar Sauer
Engelsteinstraße 120
57518 Betzdorf
Telefon 02741 22479 (ab 14 Uhr)
2009

Inhaltsübersicht

Die Kriegsbemalung (Fragment)
 Das verhinderte Jungenbuch, erster Teil
 Das verhinderte Jungenbuch, zweiter Teil
 Das Upupa-Fragment
 Eine Nachtwanderung
 Die Nacht der Melbourne-Knoten
 Der Roller
 „Wenn...“ (frei nach Kipling)
 Zehn Ausreden für ein verlorenes Fußballspiel
 Die Mutprobe
 Was ist ein Bündischer?
 Stoff zu einer Gruselgeschichte
 Das Super-Pimpfen-Kohten-Feuer-Standard-Poesie-
 Gedicht
 Die schlimme Einweihung
 Ein Lausbub erzählt
 „Ihr hübschen jungen Reiter“ (Parodie)
 „Habent sua fata libelli“ – Was man mit einem alten
 Jungenbuch erleben kann
 Noch einmal „Goldener Armreif“
 „Wohlstandsknaben“
 Der W-Sketch
 Es muß nicht immer Mogli sein
 Aus der Indianerzeit
 Indianerlied
 Laßt Jungen wieder Jungen sein!
 Lang genug in den Zimmern (Gedicht)
 Wir üben das Fesseln
 Als die Jungen noch Jungen waren
 Die Geschichte vom Jungenmörder
 Der Lagergeist geht um
 Frankensteins Ende
 Wildlingslager

Die Kriegsbemalung (Fragment)

Wenn man von links in den Wald reinkommt, stößt man nach ungefähr zwei Kilometern auf eine vom Blitzschlag gespaltene Eiche. Biegt man etwa 150 Meter weiter scharf nach rechts hin ab, so bemerkt man etwa vier Minuten später eine mitteldicke Fichte. Diese Fichte ist insofern interessant, als ein etwa zwölfjähriger Junge mit zwei oder drei Stricken an ihr festgebunden ist. Sein hellblondes Haar hängt ihm wirr um den Kopf, sein Gesicht ist gerötet, Hemd und Lederhose kleben voller Harz und Fichtennadeln, und manchmal verzieht sich, wenn er grimmig an den Fesseln rüttelt, sein Gesicht zu einer wütenden Grimasse.

Plötzlich aber hebt er den Kopf, kneift die Augen zusammen und lauscht: Aus der Tiefe des Walds hört man Stimmen von Jungen! Sie nähern sich, aber der Gefesselte hört deutlich, dass sie nicht zu seinen Kameraden gehören. Wirklich bricht auch gleich darauf ein fremder Junge aus dem Unterholz, gefolgt von einem zweiten, einem dritten.

‘Hoffentlich sehn sie mich nicht und gehen vorbei’, wünscht der Gefesselte innig und möchte vor Scham am liebsten im Boden versinken – aber schon hat das Trio ihn entdeckt und steuert neugierig auf ihn zu.

Offensichtlich sind es Bauernjungen, aus einem der Dörfer, die um den Wald her verstreut sind. Sie kommen vom Waldbeerensuchen, mit tiefrot bekleckerten Fingern und halbvollen Bleheimern. Zwei von ihnen sind klein und stämmig, der dritte dagegen ein hagerer Schlaks mit großen eckigen Ohren.

„Na, Häuptling, wie geht’s denn?“ beginnt er gönnerhaft und stellt sich grinsend vor dem Gefangenen auf. „Solln wir dich losmachen?“

„Nein“, erwidert der Gefesselte ruhig.

„Das würden wir auch nie probieren“, grinst der Lange, „wir sind doch keine Spielverderber.“ Dann geht er einmal um den Baum herum und prüft die Knoten der Verschnürung. „Prima Arbeit“, stellt er fest, „von alleine kommst du hier nicht los – weißt du das, Häuptling?“

„Ja“, versetzt der Gefangene ruhig.

Der Lange wird bei diesem Gleichmut langsam giftig. „Wie lange stehst du denn schon hier, du Häuptling?“ will er wissen.

„Kann dir das nicht sehr egal sein?“ versetzt der Gefangene ruhig. ‚Ein bißchen Haltung,‘ denkt er sich, ‚ist jetzt das Einzige, womit ich die Blamage mildern kann.‘

Dem Langen gefriert das Grinsen auf den dünnen Lippen. „Nun werd mal nicht frech!“ sagt er drohend. „Du denkst wohl, du kannst dich hier mausig machen, bloß weil du gefesselt bist, was? Ich möchte jetzt wissen: Wer hat dich hier angebunden?“

„Das geht dich einen feuchten Kehricht an“, entgegnet der Gefangene ruhig und blickt dem Langen fest ins grinrende Gesicht. „Ich frag euch ja auch nichts. Haut ab und laßt mich in Ruhe. Ich habe euch nicht hergerufen, also geht!“

„Am besten ist, wir lassen ihn in Ruhe“, schaltet sich einer der beiden anderen ein. „Du siehst doch, das ist einer aus dem Lager hinter dem Wald; den haben sie ganz einfach beim Geländespiel hier festgebunden; werden ihn nachher schon wieder losmachen.“

„Halt die Klappe!“ schnauzt der Lange scharf. „Erstens weiß ich das so gut wie du, und zweitens soll uns das der Sommerfrischler selber sagen.“ Und indem in seinen Augen ein plötzlicher Einfall aufblitzt, tritt er mit dem Waldbeereimer dicht an den Gefangenen heran: „Du bist ein sehr patenter Häuptling,“ sagt er grinsend. „Bloß die Kriegsbemalung fehlt dir noch, meinst du nicht?“

Und er nimmt aus seinem Eimer eine knappe Handvoll Beeren, wiegt sie auf der Hand und sieht den Gebunde-

nen schadenfroh an. „Ich will mich nicht an einem Wehrlosen vergreifen,“ grinst er, „aber weil du mir vorhin so nett geantwortet hast, sollst du zum Lohn eine zünftige Kriegsbemalung verpasst kriegen.“

Und bevor der Festgeschnürte noch „du Feigling!“ zischen kann, kleistert ihm der Lange schon die Beeren ins Gesicht und verreibt sie dort wie mit einem Waschlappen: In Zeit von drei Sekunden verschwinden Nase, Stirn und Backen unter der triefenden Paste, die aber nicht blau, sondern eher rotbraun ist. Nur das Weiße der Augen schimmert hell aus dem kupferfarbenen Gesicht.

Der Lange tritt prüfend zurück und betrachtet sein Werk: „Jetzt siehst du schon viel echter aus,“ findet er und wischt sich auf dem Fichtennadelboden seine Hand ab. Die beiden Kleineren fallen vor Lachen fast um.

Der Gefesselte wird blass vor Wut. Zwar sieht man das nicht unter dem roten Belag, aber in den Augen funkelt es gefährlich: „Du, das sollst du wiederkriegen!“ knirscht er und schüttelt sich wütend in seiner Verschnürung, „das sollst du mir büßen, du unfairer Hund!“

Der Lange tut, als höre er das gar nicht. Er verbeugt sich spöttisch vor dem Rotbemalten, schwenkt zum Abschied seinen Waldbeereimer und zieht mit den beiden Genossen davon.

Der Gefangene blickt ihnen feindselig nach, bis sie in der Waldestiefe untertauchen. Leise kitzelnd fängt auf seinem Gesicht der Waldbeerbrei zu trocknen an. Oben in den Fichtenwipfeln klingt silbern das dünne Gezirpe der Goldhähnchen, und hoch überm Wald hört er manchmal den Schrei eines Bussards.

So hat unser Held also Zeit, über die Sachlage nachzudenken. Wenn er es sich richtig überlegt, ist eigentlich gar nichts Schlimmes passiert: Ein fremder Junge hat einen anderen, den er gefesselt fand, aus Jux im Gesicht mit Waldbeersaft eingeschmiert – das ist alles. Und im Lager wird man darüber lachen wie über einen guten

Witz.

Und doch! Diese hämische Art, wie der Lange ihn lächerlich gemacht hatte, das war einfach fies gewesen, das schrie nach Vergeltung. Aber wie sollte die aussehen? Man konnte schließlich nicht das ganze Lager zum Krieg aufbieten gegen das Dorf, in dem der Lange hauste. Aber das Lager dauerte noch zehn Tage...

Und so straffte sich denn unser Held in seinen Stricken, ließ den Brei auf seinen Backen kitzeln und dachte: 'Na, warte nur, Freundchen!'

Der Lagerleiter hatte angeordnet, dass nach dem Geländespiel alle, die einen Gegner gefesselt hatten, ihr Opfer eigenhändig wieder befreien sollten. So machten sich also Wölfi und der dicke Upupa gleich nach dem Schluß der Kampfhandlungen auf, um unsern Helden wieder loszubinden. Er hörte ihr aufgeregtes Gespräch schon von ferne und machte sich, halb erlöst und halb beschämt, auf das Gelächter gefaßt, das unfehlbar losbrechen mußte, sobald sie seine Kriegsbemalung entdeckten.

Wirklich mußten sich die Befreier erstmal auf den Boden setzen, um nicht umzufallen vor Lachen. „Mensch, das ist ja aberwitzig!“ brüllte Upupa; er hatte sich in letzter Zeit den Ausdruck 'abermwzig' angewöhnt. „Du siehst ja aus wie Winnetou persönlich! Also Bubi, dich müßte man malen!“

Bubi, denn so heißt unser Held bei den Freunden, lächelt süßsauer. „Macht mich lieber los,“ brummt er ungeduldig, „ich bin steif wie eine Zaunlatte.“

Aber Upupa kommt plötzlich auf eine Idee. „Mensch du, das müßte man knipsen!“ ruft er und wendet sich strahlend an Wölfi: „Wie wäre das, alter Experte – ginge das hier?“

Wölfi ist der Foto-Spezialist der Gruppe; er hat eine ziemlich teure Kamera und macht gelegentlich begabte Fotos. „Sicher geht das,“ murmelt er und wirft einen prü-

fenden Blick zu den Gipfeln hinauf, von wo das Sonnenlicht herunterträuft. „Klar, die Sonne scheint ja noch. Unten ist zwar Schatten, aber mit Blende zwei-acht und ‘ner Dreißigstel müßte es klappen. Bloß hab’ ich den Knipskasten leider nicht hier!“

„Dann holst du ihn eben! Mach dalli! So ein Motiv kriegst du nicht jeden Tag vor die Linse.“

Wölfi spurtet los. „In zehn Minuten ist er wieder da,“ tröstet Upupa, „so lange wirst du ja noch warten können, was?“

Der Rotbemalte lehnt ergeben an seinem Stamm. „Auch das noch!“ stöhnt er und holt tief Luft. „Könnt ihr euch das nicht verkneifen, Upupa? Ich finde das unfair.“

„Quatsch,“ beschwichtigt Upupa, „du siehst doch prima aus, so als Rothaut. Richtig fotogen. Das Bild wird dir später bestimmt gefallen. Überhaupt, wir sollten mal im Lager einen richtigen Indianertag machen – jetzt wissen wir ja, woher wir die Farbe kriegen.“

(Abgebrochen, 1952 oder 53)

Der Fortgang war so gedacht, dass in dem Sommerlager tatsächlich ein Indianertag steigt, bei dem man dann im Wald erneut auf die drei Dorfjungen trifft, sie verfolgt und einfängt und schließlich ebenfalls mit einer „Kriegsbemalung“ nach Hause schickt. Also kein „Roman“, sondern eine Erzählung – und vielleicht ein kleiner Filmstoff.

Das verhinderte Jungenbuch

Erster Teil

Es ist für jeden Dichter ein erhebendes Gefühl, wenn er, hoch über dem Menschengewühle, in stiller Klause seinen Kugelschreiber anknipst und die ersten Sätze eines neuen Romans zu Papier bringt. Für jeden Dichter ist es aber auch sehr ärgerlich, wenn ihm plötzlich einer seiner Freunde mitten in den ersten Dialog des neuen Meisterwerkes platzt und zu fragen anfängt: „Sag mal, schreibst du da vielleicht an einem neuen Roman?“

„Allerdings“, versetzte ich ärgerlich, „woran siehst du das?“

„Na, erstens daran, daß du so träumerisch an deinem Kugelschreiber lutschst, und zweitens an den vielen Verbesserungen auf deinem Papier da. Was soll es denn werden, wenn ich eine so profane Frage stellen darf?“

„Ein Jungenroman“, versetzte ich unwillig.

„Sieh mal, wie originell!“ staunte mein Freund. „Hat er auch Handlung?“

„Und was für eine!“ rief ich überzeugt, „so ‘ne Handlung hast du noch nie gelesen! Vor lauter Spannung kommst du nicht dazu, dein Fenster zuzumachen, wenn ein Wolkenbruch dir schräg ins Zimmer klatscht. Du merkst es erst, wenn dir das Sofa unterm Bauch wegschwimmt und mit den anderen Möbelstücken einen Geleitzug bildet – so spannend ist er!“

„Donnerwetter!“ sagte mein Freund, „du machst mich ja ordentlich neugierig. Schieß mal los: wie fängt die Sache an?“

„Also da sind ein paar Jungens,“ begann ich, „die baun sich im Wald eine Bude.“

„Verblüffend“, sagte mein Freund. „Oberirdisch oder unterirdisch?“

„Zur Abwechslung mal oberirdisch“, sagte ich.

„Und dann?“ forschte mein Freund.

„Dann kommen sie eines Tages an ihr Büdchen, und...“

„... und finden es kaputt!“ ergänzte mein Freund.

„Gepfiffen!“ rief ich, „aber was meinst du wohl, was sie in dem Büdchen finden?“

„Einen K...haufen?“ vermutete mein Freund.

„Pfui!“ rief ich, „nein, sondern...“

„... eine Anakonda!“ rief mein Freund begeistert.

„Eine was?“

„Eine Anakonda, eine bunte Riesenschlange aus dem brasilianischen Urwald. Denn irgendwoher muß doch Spannung in deine Geschichte kommen, oder?“

„Spannung?“ schrie ich, „welche Spannung könnte größer sein, als wenn in dem Büdchen ein fremder Mann liegt?“

„Dunnerlittchen“, bestätigte mein Freund, „das ist allerdings stark, und weiter?“

„Der Mann liegt scheinbar schlafend in dem Büdchen ausgestreckt. Er hat seinen Mantel über sich gebreitet, den Hut tief ins Gesicht gezogen, und schnarcht.“

„Wie unheimlich!“ schüttelte sich mein Freund. „Ich kriege schon Gänsehaut am rechten Ohrläppchen. Aber laß mich doch mal raten, was das für ein Mann ist! Ein Wilderer?“

„Nee“, höhnte ich, „Pustekuchen! Ein...“

„Ein Schmuggler!“ rief mein Freund.

„Denkste!“ triumphierte ich, „nix Schmuggler oder Wilderer, sondern ein...“

„Halt!“ schrie mein Freund, „jetzt hab ich's: ein lange gesuchter Bankräuber!“

„Erraten!“ rief ich, „und kaum daß die Jungen ihn da liegen sehen, wird er wach, greift zur Pistole und schreit: Hände hoch!“

„Wie dramatisch!“ zitterte mein Freund. „Und dann zieht er Stricke aus der Tasche, fesselt die Jungens an lauter mittelstarke Bäumchen in der näheren Umgebung

und verduftet unerkant im Walde.“

„Richtig“, bestätigte ich, „aber einer der Jungen, der kleinste von ihnen – ich werde ihn wahrscheinlich ‘Piepmatz’ nennen – ist vorher schon davongerannt und...“

„...holt die Polizei!“ vervollständigte mein Freund.

„Von wegen!“ rief ich, „im Gegenteil! Er schleicht, sobald der Räuber fort ist, zu seinen Kameraden zurück und bindet sie los. Und dann machen sich alle gemeinsam auf die Verfolgung des Gangsters. Na, gesteh schon: Ist das nun ein Anfang für ein Jungenbuch oder nicht?“

Ich ließ mich erschöpft auf den Sessel hinter dem Schreibtisch zurückfallen und trocknete mir den Schöpferschweiß von der Stirne. Mein Freund sagte langezeit gar nichts.

Dann trat er langsam dicht vor meinen Schreibtisch, stützte beide Hände rechts und links von meinem Manuskript auf die Tischplatte und sagte sehr feierlich: „Idiot!“

„Wie bitte?“ schnappte ich, „sagtest du ‘Idiot’?“

„Allerdings!“ versetzte er mit Nachdruck.

„Wieso denn?“ stammelte ich, „willst du mir bitte sofort erklären, wieso du...?“

„Ja, das will ich,“ sagte er streng, trat an das Fenster und blickte energisch hinaus. „Deine abgedroschenen und unwahrscheinlichen Spintisierprodukte hängen mir, wenn du gestattest, inzwischen kreuzweis zum Hals heraus. Jungens und Verbrecher, das ist alles, was dir einfällt. Falschmünzer, Automarder, Taschendiebe, Geldschrankknacker, Hochstapler, Kidnapper und Schrottdiebe. Lauter Typen, die so blöd sind, daß sie sich von Bubis überlisten lassen. Und zum Schluß die Polizei, die die besagten Gauner – klicks! – in Handschellen spannt und in der grünen Minna abjuchheit. Sonst noch ein Einfall? Nein, keiner. Aber nicht zu vergessen die Geldbelohnung, die die Boys sich teilen, um damit die seit langem geplante Radtour zu machen. Peng, happy end. Soll das mit dem wirklichen Leben der Jungen zu tun haben? Aus

den Fingern gesogene Phantastereien, künstliche Abenteuer auf dem Papier, aus denen kein Junge was lernen kann. Mit denen er nur seine Zeit verplempert, anstatt selber in den Wald zu gehn und Räuber und Schanditz zu spielen. Mann, laß dich begraben!“

Er kehrte sich vom Fenster ab und jagte einigemal im Zimmer auf und nieder wie ein Kriminalkommissar, dem soeben ein Gangster über die Grenze ins Ausland entwischt ist. Dann trat er wieder dicht vor meinen Schreibtisch und blickte mich eindringlich an.

„Ich habe seit meiner Studentenzeit ein Dutzend solcher Jungenbücher durchgeschmökert“, sagte er fast sanft, „und ich will dich nicht beleidigen. Aber ich möchte verhüten, daß das, was du da jetzt zusammenfabulierst, das dreizehnte derselben Sorte wird. Zwölf erträgt man noch mit knapper Not, aber das dreizehnte würde mir einen Tobsuchtsanfall bescheren, ehe ich auf Seite dreißig bin – verstehst du das?“

Er nahm den Hut und schnallte sich ermattet den Gürtel seines Regenmantels zu. Dann griff er zur Klinke und wandte sich nochmals ins Zimmer. „Nichts für un- gut, alter Tintensäufer“, sagte er, „ich hab’ es gut gemeint, das glaube mir! Falls es dich nicht stört, komm‘ ich nächste Woche nochmal kucken, wie’s mit deinem Musenbillard steht. Pfütigott!“ Und damit war die Türe zu.

Es dauerte lange, bis ich kapierte, daß er mit ‘Musenbillard’ meinen Schreibtisch meinte. Dann riß ich das Anfangskapitel meines Romans in Fetzen und ließ sie zum Fenster rausflattern. Sie waren so klein, daß man sie von den Schneeflocken, die langsam draußen zu fallen begannen, nicht unterscheiden konnte.

(Bonn, 1955)

Das verhinderte Jungenbuch

Zweiter Teil

Es ist für keinen Dichter ein erhebendes Gefühl, wenn er fröstelnd, in der niedrigen Mansarde, vor der leeren Schreibmaschine auf- und abtigert, seinen Gehirnskasten vergeblich nach neuen Ideen durchstöbert und sich schließlich eingestehen muß, daß sein Pegasus in der Mauser ist. Seine Stimmung bessert sich auch dann nicht, wenn ihm plötzlich sein Freund auf der Straße begegnet, ihm zur Begrüßung fast das Schlüsselbein entweischlägt und dann harmlos fragt: „Na, was macht dein Pegasus?“

„Er hat Dünnschiß!“ versetzte ich bissig. „Außerdem ist er im Hungerstreik. Seitdem du ihm neulich die letzten brauchbaren Federn ausgerissen hast, rührt er weder Tinte noch Papier an.“

„Alle Wetter, ein verzwickter Fall“, staunte mein Freund. „Da werd’ ich ja wohl bald den Tierarzt spielen müssen, was?“

„Sag lieber: den Roßschlächter“, versetzte ich gereizt, „für den taugst du eher.“

„Immer sachte“, versetzte mein Freund. „In irgendeinem Winkel deines Phantasiegasometers wird sich doch wohl ein Ideechen noch verkrochen haben, oder nicht?“

„Ja Kuchen, Ideechen“ rief ich erbittert, „nix hat sich verkrochen! Mein Schädelgehäuse ist leer; leer wie eine ausgeschwefelte Leichenhalle, wenn dir der Vergleich was sagt. Klar?“

Unter unseren Schritten quiekte der Schnee oder knacksten mitunter die Schlackenbröckchen, die die Frauen mit der Asche auf den Bürgersteig geschüttet hatten.

„Schade“, sagte mein Freund. „Dabei heißt es, die Ideen lägen auf der Straße.“

„Auf der Straße?“ schrie ich aufgebracht. „Wo hast du diese abgestandene Schulweisheit her? Ich freß dir für jede Idee, die du hier auf der Straße entdeckst, einen

ausgewachsenen Schneeball aus der Hand. Wie einen Leberknödel. Bitte, fang an!“

„Na schön“, seufzte mein Freund, „ich will es versuchen. Also erstens: Was siehst du da vorn auf der Wiese?“

„Ein Schneebüddchen, wenn ich nicht irre“, sagte ich verdutzt.

„Sehr richtig“, lächelte mein Freund, „und siehst du: das wäre die erste Idee.“

Er raffte eine Handvoll Schnee zusammen und modellierte sie genießerisch zu mundgerechten Maßen.

„Halt!“ schrie ich, „wieso Idee? Erkläre mir erst, wieso das Büddchen...“

„Sollst du haben“, sagte mein Freund geduldig. „Also paß auf: Die Jungen, die dies Schneebüddchen gebaut haben, kommen eines Morgens an ihr Büddchen und finden darin...“

„... einen schlafenden Einbrecher!“ schrie ich begeistert; aber kaum war das Wort dem Munde entronnen, da krachte mir der Schneeball meines Freunds mit voller Kraft zerplatzend ins Gesicht: Nase, Augen und Mund waren dick mit Schnee verkleistert, bloß die Ohren funktionierten noch und hörten meines Freundes zornmütige Stimme: „Wenn du nicht endlich deine kindischen Verbrechergeschichten aufgibst, du Hornvieh, dann schlachte ich deinen Pegasus am Ende doch noch!“

„Aber wenn es kein Verbrecher ist, was soll denn dann in dem Büddchen liegen?“ näselte ich kleinlaut und spuckte ergeben den Schnee aus.

„Das will ich dir sagen“, versetzte mein Freund: „Ein kleiner erfrorener Vogel, weiter nichts.“

„Ach so“, sagte ich zögernd.

„Jawohl“, bestätigte mein Freund, „eine kleine tote Meise. Sie sitzt in der hintersten Ecke des Büddchens, ganz wie lebendig, mit halbgeschlossenen Augen. Die Kinder nehmen sie behutsam auf die Hand, sie ist ganz

hart und starr. Der Kleinste von ihnen – von mir aus magst du ihn ‘Piepmatz’ nennen – streichelt ihr zweimal mit dem Zeigefinger über die Kopffedern. Und keiner spricht ein Wort.“

„Wirklich rührend“, gab ich zu. „Und das soll die ganze Idee sein?“

„Mitnichten“, erläuterte mein Freund. „Denn jetzt beschließen die Jungen, ein Vogelhaus zu basteln und es dann aus ihrem eigenen Taschengeld mit Futter zu versorgen...“

„Und das Geld dafür verdienen sie sich mit Schneeschippen und Schlittschuhverleihen!“ fuhr ich fort. „Wirklich, eine herzergrifende Geschichte! Glaubst du denn, daß ein normaler Junge so was ernstnimmt? Davon abgesehen, daß heute in den Städten keine Meise mehr erfrieren kann, weil sowieso von jeder Fensterbank die Meisenringe baumeln. Mit solchen tränenseligen Le-sebuchhischörchen magst du vielleicht kleine Mädchen erbauen – aber Jungens? Nein, mein Lieber: diesen Leberknödel nehm’ ich dir nicht ab! Suche weiter!“

„Also gut“, sagte mein Freund, „wende gütigst deine Blicke mal nach rechts! Was siehst du da?“

„Einen Schneemann“, versetzte ich unsicher.

„Ausgezeichnet“, sagte mein Freund, „das ist der zweite Leberknödel.“ Und er knetete sich grinsend einen neuen eiergroßen Ball zurecht.

„Stopp!“ schrie ich, „Erkläre mir erst...!“

„Sei getrost. Ich erkläre. Also denk dir einen Jungen, der sich einen Schneemann baut. Aber nicht so einen ungeschlachten, liederlich zusammengetürmten Kerl wie den da, sondern einen schönen, menschenähnlichen. Der Junge hat nämlich Phantasie und eine gewisse Bildhauerbegabung, er formt den Schneemann anatomisch richtig: mit zwei Beinen, echten Schultern, flacher Brust, mit Taille, Hals und Füßen.“

„Na und?“

„Was, na und? Knips doch mal bitte in deinem Gripskasten die Deckenbeleuchtung an – siehst du dann nichts?“

„Nein.“

„Na schön: Also ein Professor der bildenden Kunst kommt vorbei, bemerkt das Talent des Knaben, lädt ihn zu sich ein und fördert ihn praktisch und theoretisch im Modellieren . . .“

„Prima!“ schrie ich, „und eines Abends, als sie beide im Studierzimmer des Professors sitzen, steigt ein Dieb durchs Fenster ein und will ein wertvolles Ölgemälde des Professors...“ — stehlen, wollte ich sagen, doch schon klatschte mir zum zweitenmal die Schneekugel meines Freundes mitten ins Gesicht. „Du unverbesserlicher Kinderkriminalist!“ hörte ich das wütende Organ des Absenders, „kannst du ewig nicht begreifen, daß solche ausgefallenen Abenteuer praktisch nie passieren?“

„Zugegeben, sie sind selten“, rief ich kläglich und schüttelte mir bibbernd den Schnee aus dem Kragen. „Aber wäre es nicht schön gewesen, wenn der Junge das Gesicht des Gauners für die Polizei gezeichnet und sich damit die Geldbelohnung verdient hätte, die ihm den Besuch einer Kunstschule ermöglicht?“

„In dieser Kunstschule landet er auch ohne deinen Krimi!“ schloß mein Freund. „Also: Frißt du jetzt den Schneeball oder nicht?“

„Du spinnst wohl!“ schrie ich ärgerlich, „soll das denn die ganze Idee sein? Wo bleibt denn die Handlung? Die ganze Story ist nichts anderes als ein verkapptes Lehrbuch der bildenden Künste. Für Musterknaben am Studierpult zu lesen. Belehrend und bildend, vor allem aber brav und lendenlahm. Glaubst du, das liest einer? Danke für Obst! Schmeiß den Knödel weg und such was anderes!“

„Hm“, brummte mein Freund, „irgendwie hast du da recht... Die Schriftstellerei ist doch schwieriger, als ich

annahm.“

„Nicht wahr?“ grinste ich bitter, „und der Pegasus wird also doch geschlachtet, was? Oder willst du mir noch als Rezept einen Bandenkrieg zwischen zwei Jungenshorden empfehlen?“

„Nicht unbedingt“, versetzte er eifrig, „aber immerhin könnte man auch eine Gespenstergeschichte ...“

Mehr hörte ich nicht mehr: eine Sekunde später wäre mein Kinnhaken tödlich ausgefallen. Dann begab ich mich im Sturmschritt in das Sterbezimmer meiner Muse. Die Flüche, die ich dort gegen die Wände schleuderte, hätten einen Düsenjäger übertönt, der quer durch mein Zimmer geflogen wäre. Dann setzte ich mich wutentbrannt an die Maschine und schrieb diese beiden Gespräche nieder.

Und danach mein Testament.

(Bonn, 1955)

Das Upupa-Fragment*Anfang eines geplanten Jungenbuchs*

Erster Ferientag, neun Uhr morgens. Ich liege im Bett und lese Karl May. Das Fenster steht offen, die Sonne scheint rein, ich bin ausgeschlafen wie ein Murmeltier am Ostermorgen, blättere die Seite um und lese weiter:

„Der Indianer verfolgte uns noch immer. Er hielt sich auf dem übersichtlichen Gelände etwa dreihundert Meter hinter uns und war für unsere Büchsen kaum zu erreichen. Außerdem konnte er sich jederzeit, noch ehe wir unsere Rohre im Anschlag hatten, hinter seinem Pferd in Deckung bringen. ‘Ein Späher!’ urteilte Winnetou in seiner einsilbigen Art; ich nickte.“

Klarer Fall, ich nickte geistig mit. Ich nickte sogar noch, als plötzlich von draußen ein rundlicher Sonnenklecks an meiner Zimmerdecke erschien, einmal neckisch um die Lampe zappelte und schließlich neben der Leiche einer plattgeschlagenen Stechmücke stehenblieb.

Hoppla, sagte ich mir, Holzauge, sei wachsam! Und ich klappe den Karl May zu und will grade aus dem Bett, da fährt der Lichtklecks an der Decke wieder ab: Er schwingt in einem großen Halbkreis nach links um die Lampe, schließt einen bauchigen Bogen nach rechts unten an und pendelt aus.

Hm. Das war, wenn mein Adlerauge mich nicht trügt, ein großes lateinisches S. Folglich muß, wenn mich mein Scharfsinn nicht im Stich läßt, unten auf der Straße jemand stehen, der mithilfe seines Spiegels mir ein Telegramm an die Decke funkt!

Ich will grade an das Fenster springen, da legt der Lichtpunkt an der Decke wieder los: Diesmal ist es ein einfacher Bogen nach links, also ein c. Sc...? Der Geier soll mich holen, wenn jetzt nicht ein h kommt! Siehste wohl, da ist es schon: Schwungvoll und rundlich umkreist es die Lampe und stoppt neben der kleinen Vertie-

fung, die ich einst, als blutiges Greenhorn, mit meinem Luftgewehr da hineinpraktizierte. Dann scheint sich ein l anzuschließen, ein a folgt, ein f, und alsdann eine Pause, in der ich zu dem scharfsinnigen Schluß gelange, daß der Text bis jetzt ganz einfach „Schlaf“ heißt.

Komischer Absender – was meint er mit „Schlaf“? Achtung, da geht’s wieder weiter: ein m kurvt langsam über die Decke, ein u scheint zu folgen, – doch halt mal, was sind das für Pünktchen? Aha, es sind ü-Pünktchen, also ein ü. Dann ein t, und jetzt, Spitz paß auf, kommt ein z — Himmel, der Kerl schreibt ja „Schlafmütze“!

Hund aller Hunde, das sollst du mir büßen! Raus aus dem Bett und ans Fenster! Und wer sitzt da friedlich unten auf dem Mäuerchen von unserm Haus und buchstabiert mir mit dem Spiegel seine Witzchen an die Decke? Kein anderer als Halifax!

Halifax ist in der Schule mein Banknachbar. Er hat ein Gesicht, als müßte er unbedingt eine Brille tragen; er trägt aber keine und braucht sie auch nicht, er ist sogar einer der besten Schüler der Klasse.

„Donnerwetter!“ staunte er, als er mich im Schlafanzug ans Fenster treten sah. „Bist du wirklich schon wach? Ich dachte, du pennst noch und träumst von ‘nem besseren Zeugnis.“ Und er zielte mir mit seinem Spiegel schmerzhaft mitten ins Gesicht.

„Hör mit der Schule auf!“ schrie ich zurück, „sonst träum’ ich demnächst mal von deiner Beerdigung!“ Denn mein Zeugnis, muß man wissen, bestand aus einer maleischen Liste ziemlich langer Wörter, während Halifaxens Käseblatt, wie immer, von ganz eigentümlich kurzen Wörtchen wimmelte. „Und wenn du nicht gleich den Spiegel wegsteckst,“ fügte ich grimmig hinzu, „dann schnapp’ ich mir kurz meinen Spatzenötter und schieß dir das Ding in Splitter!“

„Versuch’s mal!“ ermunterte Halifax und grinste gelassen über sein großes blasses Gesicht. „Dann brauch’ ich

doch bloß über Kimme und Korn in dein Falkenauge zu blinken, und der Schuß geht auf den Mond.“

„Er kann genausogut in deine große Klappe gehen“, versetzte ich wütend. „Halt dir lieber mal die Scherbe vors Gesicht und kuck da rein! Dann siehst du nämlich, wie ein lebensgroßer Orang-Utan aussieht.“

„Dafür brauch’ ich keinen Spiegel“, grinste Halifax. „Schließlich hab’ ich in der Schule einen überlebensgroßen gleich neben mir sitzen. Rat mal, wie der heißt!“

„Kruzitürken, fängst du wieder von der Schule an!“ donnerte ich. „Noch ein Wort, und es kommen Wurfgeschosse, du verhinderter Brillenkieker!“

„Piano“, besänftigte Halifax, nahm den Spiegelstrahl aus meinem Gesicht und brachte ihn auf einer weitentfernten Giebelwand zur Ruhe. „Reg dich ab und sag mir lieber, ob du nicht was runterkommen willst. Kuck dir mal das Wetter an – man könnte was anstellen. Willst du?“

„Okay“, rief ich besänftigt, „aber erst nach dem Kaffeetrinken. Wartest du so lange, fünf Minuten?“

„Klar. Aber mach tempo!“

Rein in die Lederbux, Kopf untern Wasserkran, Kamm durch die Haare – und rüber zur Küche. Mutti war am Hemdenbügeln. Das Fenster stand offen, draußen schien die Sonne in den Hof, die Katze leckte sich auf der Fensterbank, im Radio lief leise die Sendung vom Tierfreund. Mein Frühstück erwartete mich auf der Mitte des Tisches, die Kapsel der Milchflasche saß schon gelockert auf dem Flaschenhals, der Quittengelee fiel wie ein Bernsteinklumpen vom Löffel, die Milch gluckerte kühl und duftend in die Tasse.

Ich verspachtelte zwei Schnitten in persönlicher Rekordzeit. Mit den Krusten fütterte ich unauffällig unsre Katze, die in Deckung unterm Tisch saß und von Mutti nicht gesehen wurde. Nach vier Minuten war ich so weit.

„Wie, Junge, bist du schon fertig? Wo willst du denn

hin?“

„Och, raus, was spielen.“

„Mein Gott, kau doch erst mal den Mund leer. Und denk dran: wir essen um eins.“

„Ich weiß. Schüß Mutti!“

Treppe runter, auf die Straße: Teufel, wo ist Halifax? Die Straße dehnt sich leer in weißer Sonne, aber Halifax ist nicht zu sehn. Warte, du Schlaufuchs, ich finde dich schon. Wirst wahrscheinlich hinter dem Mäuerchen auf der Lauer liegen! Rüber über die Straße – zum Kuckuck, der Kerl ist wahrhaftig verschwunden!

Aber sieh mal kuck, was sehe ich? Da drüben steht Füchschen! Er steht, mit dem Rücken zur Straße, vor dem großen Stamm des alten Birnbaums und übt sich andächtig im Messerwerfen. Regelmäßig wirbelt seine Klinge in den Baumstamm, prallt mitunter auch bloß mit dem Griff auf und flattert dann klirrend seitlich zurück auf den Boden.

„Tag, Füchschen!“

„Tag, Bubi!“

Füchschen lächelt flüchtig mit den Augenwinkeln, hebt das Messer auf und wirft erneut.

„Sag mal, Füchschen, hast du nicht vorhin den Halifax hier rumspuken sehn?“

Füchschen wiegt sein Messer in der Hand, runzelt leicht die Stirne unter seinem weichen braunen Haar und sieht sich zerstreut nach der Straße hin um:

„Halifax? Nee. Aber denk mal, du, ich bin schon bei zweifacher Umdrehung! Von zehn Würfeln klappen jetzt achte, paß mal auf!“ Und er holt bedächtig aus, zielt gespannt mit seinem braunen Papuagesicht – surrend fliegt das Messer durch die Sonne, zappelnd bleibt es in der Rinde stecken.

„Gratuliere, Füchschen. Aber eigentlich suche ich Halifax.“

„Och, was willst du denn mit dem? – Übrigens, da

kommt er ja...“

Tatsächlich, da kommt er: gemütlich latscht er über die Straße heran, die Hände auf dem Rücken, die rechte Schlaufe seines Hosenträgers wippt im Rhythmus seiner Schritte lose neben dem Ellenbogen, und sein sonst fast glattes Blondhaar ist zerstrobelt und hängt ihm wie ein überjähriges Vogelnest in das heiße Gesicht. Er bleibt vor uns stehen, sieht uns halb verschämt, halb schelmisch an und spricht dann langsam den wohlüberlegten Satz:

„Euer untertänigster Diener bittet flehentlich um die Befreiung von den Banden seiner Knechtschaft.“

Damit wendet er sich langsam um, kehrt uns seinen breiten Rücken zu, bleibt so stehn und fährt, ohne den Kopf nach uns umzuwenden, fort: „Also wird's bald? Oder soll ich mich woanders verarzten lassen?“

Füchschen und ich, wir starren uns sprachlos an. Denn die Hände Halifaxens sind ihm mit dicker Kordel auf dem Rücken zusammengebunden. Er krallt ein paarmal ungeduldig mit den Fingern durch die Luft, schüttelt die zusammengeschnürten Gelenke und wiederholt: „Sperrt nicht so lange den Mund auf, sondern zückt eure Messer!“

„Denkste“, versetzte ich schadenfroh, denn ich dachte an die Spiegelfechtereie von eben. „Such dir einen andern, der dir deinen Armschmuck abmontiert! Meine Augen sind noch so geblendet von vorhin, daß sie keine Knoten mehr erkennen. Wende dich an Füchschen!“

„Hm“, sagte Füchschen, sah mich an und wog sein Messer grinsend auf der Hand. „Eigentlich könnten wir ihn ja mal hinlegen und ein bißchen kitzeln...“

Halifax drehte sich fast erschrocken um, denn er war, wie jeder wußte, äußerst kitzelig. „Das werdet ihr sein lassen“, sagte er schluckend. „Erstens ist das feige, und zweitens würde ich euch hinterher vermöbeln, bis ihr nicht mehr wißt, ob wir Sonne oder Vollmond haben. Also los jetzt, stellt euch nicht so an!“

„Ohne mich“, versetzte ich schmollend, ließ mich sachte vor dem Birnbaumstamm ins Gras rutschen und verschränkte die Hände unter dem Hinterkopf. „Mag sich Füchschen mit befassen! Du hast mich mit dem Spiegel so geärgert, daß ich mich wohl raushalten darf.“

„Also gut“, stöhnte Halifax, „dann macht es eben Füchschen.“

Füchschen wischte langsam mit dem Daumenballen über seine Messerklinge und blickte den Gefesselten abschätzend an. „Erstmal mußt du uns erzählen, wie das passiert ist“, verlangte er und klappte zur Bekräftigung sein Messer wieder zu.

„Meintewegen“, ächzte Halifax, „die Geschichte ist sehr einfach. Ich saß auf dem Mäuerchen und wartete auf Bubi. Kam auf einmal Allah um die Ecke, wollte vorbei; und hinter ihm Tünnes, den ich aber erst nicht sehen konnte. Ich blinkte also Allah mit dem Spiegel ins Gesicht – da wurde er sofort wild und rannte hinter mir her.“

„Das heißt, du bist vorher schon stiften gegangen?“ fragte Füchschen anzüglich und jonglierte listig mit dem zugeklappten Messer.

„Allerdings“, knurrte Halifax. „Schließlich war ja Tünnes noch dabei, und was hätte ich gegen zweie gekonnt? Ich also ab, beide hinter mir her. Hätten mich natürlich nie gekriegt; leider traf ich aber hinter der nächsten Ecke auf Knubbel...“

„Au Backe“, schnalzte Füchschen, hielt im Jonglieren inne und starrte Halifax aufgeregt an. Denn Knubbel ist im ganzen Viertel als der Stärkste unseres Jahrgangs bekannt.

„Na ja“, seufzte Halifax, „der fing mich dann ab. Allah und Tünnes kamen dazu, schleiften mich in eine Toreinfahrt, schmissen mich hin und verschnürten mir die Pforten auf die dauerhafte Art, die ihr hier seht. Dann zog mir Allah meinen Spiegel aus der Tasche, hielt ihn auf der Hand und kuckte mich listig an. Ich sagte: Ihr macht mir

doch jetzt nicht mein Eigentum kaputt?’ — ‘Nee’, sagt er, ‘so sind wir nicht. Im Gegenteil, hier hast du’s wieder, dein Eigentum!’ Und er legte mir mein Spiegelchen ganz langsam oben auf den Kopf.“

„Mensch, das ist raffiniert!“ rief Fückschen begeistert. „Und ringsum war überall Steinboden, was?“

„Klar“, nickte Halifax. „Dann schoben sie mich raus auf die Straße und machten das Tor hinter mir zu. Ich kam mir vor wie eine Negerfrau, die einen Zentner Bananen auf dem Kopf balanciert.“

„Na ja“, lachte Fückschen, „dann konntest du ja langsam und vorsichtig weitergehen, und wenn du an den nächsten Sandhaufen oder Grünstreifen kamst, konntest du den Spiegel da reinfallen lassen und mit den Händen wieder aufklauben.“

„Hab’ ich mir auch gedacht“, sagte Halifax. „Aber so schlau waren Allah und Konsorten auch. Sie haben also zwei kleine Dötze von acht Jahren von der Straße aufgefischt und haben denen einen Groschen versprochen, wenn sie mit dem Roller ein Wettrennen auf dem Bürgersteig machten.“

„Und die sind dann zu zweit hinter dir her und haben dich von hinten angestupst, und der Spiegel fiel runter und ging kapores?“

„Stimmt auffallend“, nickte Halifax. „Ich hörte sie hinter mir ankommen, konnte mich aber nicht schnell genug umkucken, weil ich ja den Kopf steifhalten mußte, und dann streifte mich der eine mit dem Ellenbogen...“

„Klingelingeling!“ sagte ich, um das Zersplittern des Spiegels gebührend zu untermalen.

„Leider“, schloß Halifax. „So, und nun ran ans Werk, weg mit den Stricken!“

„Na schön“, sagte Fückschen und klappte sein Messer auf, während Halifax ihm gebückt die gefesselten Hände entgegenhob.

„Zu Allah, dem Tyrannen, schlich Halifax, den Spiegel

im Gewande. Ihn schlug aber Knubbel in Bande“, zitierte ich etwas holperig – dann waren die Stricke gefallen.

„Menschenskinder“, rief Halifax aufatmend und rieb sich genußvoll die Handgelenke, „diesen Allah müßten wir uns eigentlich mal vorknöpfen.“

„Und Knubbel?“ fragte Füchschen.

„Hm, allerdings — auf Knubbel müßten wir zu dritt alleine“, berechnete Halifax.

„Also am besten mit Tiktak“, schlug Füchschen vor, „divide et impera oder so. Jedenfalls müßten wir sehn, daß wir Allah mal allein erwischen.“

„Den?“ zweifelte Halifax, „den findest du doch nie ohne seinen Leibwächter Knubbel. Die gehn zusammen in die Gruppenstunde, zusammen zur Schule, zusammen zum Sportplatz und natürlich auch zusammen zum Schwimmen und ins Kino. Wie willst du die voneinander trennen?“

Abgebrochen, Frühjahr 56

Die Figur Upupa sollte in der Geschichte erst später erscheinen.

Eine Nachtwanderung

Was macht man wohl mit dreizehn Knäblein, die vor ein paar Stunden aus dem Autobus gesprudelt sind und nun, um zehn Uhr abends, ihre erste Zeltnacht nicht verschlafen, sondern abenteuerlich erleben möchten? Man macht eine Nachtwanderung!

„Die Luft ist milde. Zieht euch an, wie’s euch bequem ist; frieren werdet ihr schon nicht. Aber macht euch auf matschige Wege gefasst!“

„Matschige Wege? Au, Klasse!“

„Wer eine Taschenlampe hat, nehme sie mit für den Notfall. Wir kommen durch Tannengehölz, wo es absolut duster ist.“

„Absolut duster? Au, Klasse!“

„Wir werden auch durch Grasgelände kommen, da trieft es von Tau. Zieht euch also keine Strümpfe an, die werden sonst patschnaß.“

„Patschnaß? Au, Klasse!“

Nicht zu bremsen, diese Unternehmungslust der Frischlinge. Aber wartet nur, euch soll’s noch gruseln:

„Es könnte sein, daß wir uns auch verlaufen, denn die Wälder hier sind groß und unübersichtlich. Wir müssen dann sehn, daß wir irgendein Dorf finden, und über die Landstraße wieder nach Hause. Wenn wir Pech haben, sind wir morgen früh noch unterwegs.“

„Morgen früh noch? Tolle Klasse!“

„Noch eins: Es heißt, daß hier Wildschweine nachts bis ans Lager kommen. Nehmt eure Messer mit, wer eines hat. Wer keins hat, kann ja hoffentlich auf Bäume klettern. Bäume stehn hier überall in Massen zur Verfügung.“

„Wildschweine? Klasse! Die werden wir braten! Wie schwer kann so’n Keiler denn werden?“

„Keiler wiegen bis zu drei, vier Zentnern.“

„Mensch, Klasse! Das reicht ja für Wochen! Und das

Fell, was machen wir mit dem?“

Hoffnungslos: Die Burschen sind nicht kleinzukriegen. Also Abmarsch. Zeit: Halb elf.

Das Gras ist naß, wir gehn im Gänsemarsch. Wir halten uns in halber Höhe eines langgestreckten Hügelrückens, der sich kilometerweit nach Osten zieht. Bald ist das Feuer, das den Zeltplatz hellte, hinter uns verdämert und versunken; und die schwarzbewölkte Nacht

Wir haben uns zunächst noch auf der Straße fortbewegt; sie lief durch Wiesenland und gab den Blick frei in die dämmerdunkle Weite eines Tals, aus dem die Lichtpunkte einiger Dörfchen heraufblaken. Dann aber, als die Straße rückwärts abschwengt, um ins nächste Dorf hinabzulaufen, lassen wir sie hinter uns und dringen in das Buschwerk ein, das ein paar hundert Meter breit den Hang bedeckt. Wir folgen einem Weg, der sich als helle Spur schräg hocharbeitet. Nichts als hohes Buschwerk rechts und links, das schwärzlich vor dem trüben Himmel steht. Plötzlich eine Gabelung. Wir halten.

„Hier teilt der Weg sich: Der bequeme, breite läuft nach oben weiter, und der zugewachsene und matschige geht waagrecht am Hang entlang. Er kommt am Schluß durch dicken Tannenwald. Wen wollt ihr lieber?“

„Den matschigen natürlich!“

Die Knäblein haben, klar, noch keine Angst. Sie wissen zu genau, daß sie den Rückweg jetzt noch finden würden. Na, das soll kein Dauerzustand bleiben! Also weiter.

Der Weg ist nur zu ahnen, nicht zu sehen. Taschenlampen blitzen auf, fuchteln albern mit dem Lichtstrahl durchs Gebüsch, spiegeln sich in Pfützen: „Vorsicht, Wasser!“

Hundert Meter weiter – Tannenwald! Selbst der Strahl der stärksten Lampen ertrinkt in der Schwärze des Stammlabyrinths. Links den Hang hinunter, rechts der Kuppe zu – nichts als Stämme, die im Licht der Lampen weißlich schimmern und allmählich, immer ferner, in der

Waldesnacht verdämmern.

„Wo bleiben denn jetzt deine Wildschweine, Lothar?“

„Wo sollen die schon bleiben, wenn ihr Heinis dauernd mit den Taschenlampen fackelt und nicht euern Babbel halten könnt! Glaubt ihr, Tiere könne man belauschen, wenn man dauernd quatscht und schreit?“

Die Lampen erlöschen. Füße schmatzen in dem Lehm der Pfützen, Wasser quatscht aus Turnschuh, geflüsterte Warnlaute zischeln die Reihe entlang: „Mensch, ist das tief hier, das geht bis zum Knöchel!“ – „Verdorri, ich hab auf ‘nen Stein getreten!“ – „Paß auf, hier liegt so ‘n dicker Ast!“ – „Mann, du trittst mir auf die Hacken!“

Ein Kahlschlag tut sich auf, der Weg wird sichtbar. Hoch am Berg die Tannenspitzen zeichnen sich scharf gegen helleren Himmel. Im Tal dämmert ferne ein anderer Waldsaum. Ich kenne die Wege natürlich genau; aber jetzt scheint der Zeitpunkt gekommen: Ich stelle mich dumm! „Moment mal, ich hab’so den Eindruck, als wären wir falsch hier. Die Lichtung hier kommt mir so fremd vor... ich weiß nicht... will nicht mal einer von euch an die Spitze? Er kann dann auch gern seine Lampe anmachen.“

„Na klar das! Komm, Detlef, wir gehn an die Spitze.“ Zwei Lichtbalken stechen ins Dunkel, der Weg liegt in weißlicher Helle: „Na also, das wär doch gelächelt! Kommt weiter!“

Die neuen Lotsen stapfen an die Spitze, und wir setzen uns erneut in Marsch. Wieder schluckt uns schwarzer Tannenwald. Ich gehe als dritter.

„Schade, Lothar, daß du deine Trainingshose anhast,“ bemerkt jemand hinter mir.

„Was? Warum denn?“

„Weil dann deine Beine prima leuchten würden, und da könnt man sich nach richten, daß man nicht in Pfützen tritt.“

Die beiden Spurensucher an der Spitze stocken; ihre

Lampen kreisen suchend über die stickige Schwärze des Unterholzes: „Hier geht ein Weg nach links runter, solln wir den nehmen?“

„Weiß ich das? Ich kenn' mich nicht aus hier.“

„Na gut, also nehmen wir ihn.“

Wir schwenken rückwärts in das Tal hinunter ab. Der Wald klimmt links den Hang empor, zur Rechten fällt ein Quertal ab, das offen wie ein Kahlschlag daliegt. Aus der Tiefe dringt ein Gluckern wie von einem Bach. „Au verdammt, was sind das hier für Steine?“

Spitzer Schieferschotter deckt den Weg. Durch die Sohlen der Turnschuhe piekt er mit splittrigen Kanten, wir gehn wie auf Eiern. Dann wieder die Waldwände. Aber näher und deutlicher auch das Gemurmel des Bächleins. Hier hat meine vorige Gruppe, am finstersten Grunde des Tals, einen Staudamm gebaut, eine Miniaturtalsperre. Müßte die bei Nacht nicht magisch wirken? Also lade ich die ‚Führer‘ ein: „Da unten, seht ihr, ist es prima dunkel. Wolln wir nicht vielleicht da runter und ein Stückchen an dem Bach entlang? Ist doch spannender als auf dem Weg.“

„Klar das! Kommt runter!“

Wir stiefeln querab über krachende Äste der Talsohle zu. Das Bächlein plätschert in dem Schein der Lampen glitzernd über gelben Steingrieff, der den Fuß der Wanderer federnd trägt.

„Huch, wie kalt!“

„Patent von Pfarrer Kneipp!“

„Kann man das trinken?“

„Jetzt nicht mehr, wo du deine Schweißquanten drin gebadet hast.“

„Und du deinen Angstschweiß drin abgewaschen!“

„Angstschweiß? Du gestattest, daß ich kichere!“

Feuchtkühle Finsternis haucht aus dem Boden. An den Strahlen unsrer Lampen tasten wir uns langsam auf dem Grund des Tales fort. Faules Laub, in das die Füße

sinken. Feuchte Äste brechen seufzend unterm Schuh. Plötzlich stocken unsre Lotsen, starren vorgebeugt ins Dunkel:

„Menschenskind, da leuchtet was!“

Wirklich – vor uns in der Schwärze glimmt es wie von mattem Licht! Lampen aus, damit wir besser sehen!

Und wahrhaftig – in der moderigen Finsternis entzündet sich ringsum allmählich ein befremdlich kaltes Leuchten: Dutzende von bleichen Lichtern glimmen in der trüben Nacht! Hundertfach erglüht das Dunkel von gespenstischen Laternchen, die im Waldgrund wie auf einem Gräberfeld verstreut sind und ihr stilles, totes Licht versenden: Schlangen aus reglosem Licht – blaßgrüne Ampeln wie Augen begrabener Erdgeister – Zungen aus bläulicher Helligkeit – Funken wie sterbende Glühwürmchen – Hunderte von Geisterlämpchen, die uns bleich entgegendämmern – Flammen eines stummen Feuers, dessen Asche wir durchwaten, ohne daß sie uns verbrennt...

„Lothar, Mensch, Lothar, was ist das?“

„Leuchtholz, weiter nichts. Morsche Rinde oder faule Äste, ein paar halbvertorfte Strünke, das ist alles. Aber nie im Leben hab ich das so schön gesehn wie hier. Macht mal die Lampen an, wir nehmen uns einige mit.“

„Kann man die anfassen?“

„Sicher. Die sind naß und kalt wie sonst.“

Die Lampen strahlen auf, und der Zauber verfliegt: Die Schlangen verdorren zu Ästen, die Augen erblinden zu Baumrinde; schwärzliche Holzstrünke glitzern vor Nässe, wo eben noch Lichtfächer standen; ratlos halten wir die feuchten Kloben in der Hand.

„Leuchten die noch lange so?“

„Weiß nicht. Ein paar Tage wohl. Mußt sie aber feucht und dunkel halten, am besten im Zelt unters Bett in ein Schälchen mit Wasser. Kommt weiter, da vorn seh ich Wasser; da könnt ihr sie reintauchen, ehe wir weiter-

gehn.“

Ein paar Schritte talwärts, und wir stehn am Rand der Miniaturtalsperre. Sie ist voll bis obenhin. Gläsern liegt die Wasserfläche unterm Licht der Taschenlampen, jedes Steinchen auf dem Grunde ist wie durch Kristallglas sichtbar.

„Klasse, Mensch, ein Stausee! Wie tief ist der?“

„Knapp einen Meter. Du siehst doch, wie tief sich der Bach hinterm Damm in den Boden frißt.“

„Kann man da reinspringen?“

„Schon. Aber wenn dann der Damm bricht, gondelst du mitsamt dem Wasser ein paar Meter weit das Bachbett runter. Erst mal sehen, ob der Damm noch hält.“

Ja, er hält. Seine zentnerschweren Graslasten stemmen sich wuchtig dem Druck von ein paar Kubikmetern Wasser entgegen. Armdicke Stützknüppel, triefend vor Nässe, ragen von hinten aus brodelndem Bachbett empor. Anderthalb Meter breit gießt sich die Strömung, straff wie ein Wasserfall, über die Dammkrone. Schwere flache Steine sind auf ihr entlanggelegt wie die Zähne eines Riesengebisses, das im Strahl der Lampen gelblich glitzert.

„Wenn du Lust hast, hopse rein. Aber wundere dich nicht, wenn's kalt ist.“

„Kalt? Was heißt das? Kann man Köpper machen?“

„Bist du irre? Fußsprung, allerhöchstens.“

„Gut. Wer hält mal meine Lampe?“

„Willst du nicht das Hemd erst ausziehen?“

„Nee, wozu? Macht Platz. Mit Anlauf!“

Durchs Spalier der Lampen fliegt der Springer, krümmt sich noch im Flug zur Hocke und donnert mit gischendem Aufschlag in den Liliput-See. Dicke Wellen schwappen über den Steinrand, andere branden aufs Ufer empor und spülen beim Rückfallen Ästchen und Laubwerk ins Becken hinunter: ganze Flöße heller Tannennadeln schaukeln verstört auf dem Wellengang, wä-

rend vom Grunde die Schlammwolken lehmig emporwachsen. Bis zum Gürtel steht der Springer in den Fluten, lacht und prustet, wirft das Wasser mit den Händen um sich her und spritzt die Lampenträger auf dem Ufer naß: „Mensch, das ist ja Klasse kalt! Springt doch auch, ihr müden Säcke!“

Wieder kracht ein Springer in den Tümpel. Klatschend schwappt das Wasser über den Damm, gurgelnd treibt der Walddreck um die Hüften des Artisten. Er schlägt mit den Händen aufs Wasser und grinst durch die wirbelnden Tropfen in unsere Lampen: Das Haar in die tiefende Stirne geklatscht und das Hemd voll schmatzender Falten an den Körper geklebt. Schlammbekleckert wie ein Nixenknabe stemmt er sich aufs Ufer hoch: „Prima Klasse!“

„Genug jetzt. Sonst müssen wir morgen den Onkel Doktor rufen!“

Unterhalb des Staudamms überspringen wir den Bach und wursteln uns durch Himbeerdickicht aus dem Tälchen wieder hoch. Rechts vom Weg läuft jetzt die Bachschlucht als ein schmaler Streifen Hochwald weiter in das Tal hinaus, links dagegen fängt schon ein Kartoffelacker an: Wer sich jetzt unbeirrt immer am unteren Rande des Waldrückens hinschlängelt, kommt automatisch zum Schluß auf die Landstraße und ist dann so gut wie im Lager. Ob die Spurensucher das wohl riechen?

Vorerst riechen sie es noch. Munter stromern sie am Waldrand aufwärts, das Kartoffelfeld entlang, wählen oben, als ein Querweg sie nach links ins Dickicht lockt, zielbewußt den rechten Abzweig und umkurven, weit im Bogen, eine vorgestreckte Waldzunge. Rechts fällt sanft das Ackerland ins offene Tal hinunter; auf den Weiden liegen Kühe, dunkle Klumpen in der Nacht, die kein frecher Lampenstrahl aus ihrer Ruhe scheuchen kann: Träge glotzen sie in unsere Lichter; surrend tickt die Batterie am Zaun.

Wieder öffnet sich ein Quertal. Wenn die Führer es durchstoßen, haben sie gewonnen, denn die Straße zieht sich jenseits, kaum noch drei Minuten Fußweg, durch die Felder aufwärts bis zum Lager. Ob die Burschen das wohl merken?

Nein! Sie ahnen diesmal nichts. Harmlos folgen sie dem Tälchen aufwärts, kreuzen dann von unten her den Matschweg, auf dem wir zu Anfang entlangkamen, klimmen jetzt sogar den Hang hinauf, höher, als wir je gewesen sind! Wenn sie nun auch noch den Weg verfehlen, der oben, genau auf der Kuppe, nach rechts auf die Straße zurückführt, dann sind sie endgültig verkauft. Aber, o Wunder, sie finden ihn, schwenken unfehlbar nach rechts hin ab, vermeiden sogar noch die Falle einer neuen Gabelung, und schon dröhnt ihr triumphaler Rückmarsch auf dem löchrigen Asphalt der Straße!

Schier unglaublich, diese Bengels! Da wählt man, als alter Geländeexperte, mit Absicht die kniffligsten Wege, da sucht man die finstersten Wälder und nutzt die verrufenste Nacht. Und was machen diese Großstadtblagen? Sie marschieren unverfroren ihrer Nase nach und landen mit dem Spürsinn einer Indianerhorde todsicher dort, wo sie herkamen! Wahrlich, ich hab' eine prächtige Gruppe!

Vor uns steigt der blakende Schimmer des Wachfeuers aus dem Unterholz, und die Fährtsensucher an der Spitze knipsen ihre Lämpchen aus und drehn sich schmunzelnd halb zu mir herum:

„Leicht geplättet, Lothar, was?“

„Allerdings. Ich gratuliere. Sowas von Radaranlage hatt' ich euch nicht zugetraut!“

„Kleine Fische. Aber eins ist schade!“

„Was denn?“

„Daß wir gar kein – Wildschwein mitgebracht haben!“

*Herbst 1958. Erschienen im „Deutschen Jugendkalender“,
Münster 1962*

Die Nacht der Melbourne-Knoten

Eine wahrhaft fesselnde Begebenheit aus dem Lager Waldbröl, der strikten Wahrheit nacherzählt.

Dies sei geschrieben zu Ehren von Winfried Grasbon, dem witzreichen Häuptling der Sioux, und seiner kindesraub-erpichteten Wigwam-Mannschaft! Und sei gewidmet all denen, die in jener Nacht erfahren durften, wie aus 30 Metern Wäscheleine und der Schwärze einer Neumondnacht der bunte Teppich des Abenteuers geflochten wird!

Schwärze der Nacht. Weder Neonstrahl noch Sichelmond bewachte den Atem der Schläfer, als der Vorhang meiner Träume verdächtig zu flattern begann. Ich dusselte vom Schlummer auf und hatte das Gefühl, daß im Zelt was Verbotenes vorging. Und wirklich: Trappelten da nicht hastige Schritte über die Holzroste, und schlichen da nicht eilige Gestalten gebückt aus dem Eingang ins Freie?

Donnerknispel, was soll das heißen? Machen meine „Pänz“ da etwa einen nächtlichen Alleingang? Denen werd' ich helfen! Ich stürze vor das Zelt und pralle wutgeladen in – nanu, in einen Halbkreis totenstillen, unbeweglicher Gestalten, die entschieden größer sind als meine zwölfjährigen Zeltinsassen!

„Was ist hier los?“ frage ich betroffen, entdecke aber im gleichen Moment, ein wenig abseits, in hellgestreiftem Schlafanzug, den dicken Bulli, den ältesten meiner Schützlinge. Er steht benommen im Dunkeln und weiß scheinbar nicht, wie er überhaupt hierhin kam.

„Bulli!“ fauche ich ihn an. „Was suchst du hier?“ Aber Bulli steht da wie ein Lamm vorm Schlachten und glotzt verständnislos in die Finsternis.

Da löst sich aus dem Dunkelmännerzirkel eine lange, magere Erscheinung und schlingert beschwichtigend zu mir heran: „Reg dich nicht auf, Lothar! Ich bin es, Win-

fried.“

Winfried? Ach, der Unglücksrabe, der schon in der ersten Woche Blinddarmreizung hatte und in Waldbröl operiert wurde? Erst seit drei Tagen wieder im Lager und trotzdem schon nächtlich in Aktion? Alle Achtung!

„Aber wieso ist der Bulli denn...?“

„Wieso der Bulli hier vorm Zelt steht, weiß er selber nicht. Denn ich will's dir sagen, Lothar: Den Bulli haben wir einfach im Schlaf aus dem Zelt geholt. Wir wollten mal die Gruppenführer testen, ob sie gut auf ihre Bande aufpassen; und ich muß schon sagen, du hast prima reagiert, alle Achtung! Hier hast du dein Küken wieder, und nun leg dich hin und penne weiter. Gute Nacht noch!“

Bulli und ich krauchen zurück ins Zelt. Es ist halb vier. Draußen auf dem Platz raunt und flüstert die Testgesellschaft. Eigentlich kein schlechter Einfall, diese Probe auf die Wachsamkeit der Führer. Und besonders, wo ich sie so schmeichelhaft bestanden habe!

Aber halt mal! Vorn im ersten Bett, wo sonst der Peter lag, liegt da eigentlich noch jemand? Ich leuchte hin und – Hund aller Hunde! – der Peter ist weg!

Sein Bett ist leer, der nackte Strohsack gähnt mich höhnisch an, der Schläfer ist gemopst, von Winfried gemopst, und zwar, bevor ich noch dem „Unternehmen Bulli“ auf die Spur kam!

Dieser abgefeimte Biedermann! Raus aus dem Zelt – und da stehen sie noch in der Mitte des Platzes, zusammengedrängt in gedämpftem Palaver. Ich presche dazwischen: „Wo habt ihr den Peter? Macht mir bloß nicht weis, ihr hättet ihn nicht! Los, Winfried, gib ihn raus!“

Sie rücken drohend um mich herum; sie sind zu sechs oder sieben, ich bin geliefert, wenn der erste Griff von Winfried richtig sitzt. Sei's drum: „Wo habt ihr den Peter? Los, raus damit!“

Winfried zögert. Er hatte zwar zuvor gesagt, er wolle auch die „Glucke“ kätchen, wenn sie nochmal nach dem

„Küken“ zetert, doch er denkt an seine frische Blinddarmnarbe und lenkt ein: „Lothar, du kennst mich doch! Dem Peter geht es prima, der liegt warm und sicher an einem Ort, den wir extra für ihn hergerichtet haben. Morgen kann er's dir erzählen. Mach dir keine Sorgen und geh schnarchen!“

Der arme Peter! Winfried ist bekannt als Fesselkünstler. Meine Neugier wagt sich weiter vor: „Wo steckt er denn? In eurem Zelt?“

„Wieso in unserem? Stehn nicht genügend leere Wigwams hier herum? Und da haben wir gedacht, man könnte sie doch mal für eine Nacht mit den Seelen tapferer Krieger bevölkern: Verstehst du?“

Ich verstehe, aber bohre weiter: „Kann ich ihn denn wenigstens mal sehen?“

„Wozu? Er fühlt sich pudelwohl und braucht dich nicht. Er hat's bequemer als bei dir, wo er so vorn am Eingang in der Zugluft lag. Er tat uns richtig leid, jetzt hat er's besser.“

Allmählich kriege ich die Pimpernelle: „Zeigst du mir jetzt bald den Peter oder nicht?“

„Na schön! Damit du nicht weinst! Aber, bitte, keinen Lärm!“

Wir treten in ein dunkles, leeres Zelt. Stockfinster hier und seltsam still und kühl. Zwei Gestalten sitzen nebeneinander auf einem der kahlen Betten: Die Wächter. Winfried leuchtet mit dem trüben Taschenlämpchen auf das zweite Bett rechts: „Da ist er. Siehst du, daß er's warm und mollig hat?“

Tatsächlich, Peter. Er liegt auf dem Bauch, das Gesicht auf dem Kopfkissen seitwärts gedreht, das schwarze Haar hängt verwühlt in die Stirn. Zugedeckt mit seiner eignen Decke, nur am Fußende schlängelt sich verräterisch ein Ende weißer Wäscheleine unter der Decke hervor und spannt sich zum Bettbein.

„'n Abend, Peter, wollt' mal nach dir kucken. Wie lang

liegst du jetzt schon hier?“

„Weiß nicht. Aber sicher schon drei Stunden. Zweimal hab ich mir die Füße losgemacht, aber die Hände sind nicht freizukriegen.“

Ich lüfte die Decke. Die Hände sind auf dem Rücken gefesselt, mit einem seltsamen Spezialknoten, den ich nicht kenne. „Melbourne-Methode!“ erläutert Winfried, „sehr human und extra schmerzlos. Frag’ ihn nur, ob’s wehtut!“

Nein, es tut nicht weh. Die Leine läuft von den Händen aus weiter zu den Füßen, von dort ans Bettbein. Hoffnungslos.

„Weck’ doch unser Zeit auf, Lothar, und befreit mich“.

„Dich befreien? Du bist sonnig. Weißt doch selbst, daß unser Zelt bloß Knirpse von 12 Jahren hat. Was sollen die ausrichten gegen die Sioux? Geht nicht, mußt schon liegenbleiben. Schlaf, wenn’s geht!“

Schlafen mit gebundenen Händen? Peter knurrt verächtlich durch die Nase.

„Tröste dich, wir holen dir Gesellschaft!“ dämpft ihn Winfried, „los, avanti, Kissen her und raus, wir schnappen uns einen aus Zelt ‘Pluto’.“

Wir stehn auf dem Zeltplatz. Im Osten beginnt es zu dämmern. „Verdorri, wir müssen uns eilen. Weißt du was, Lothar? Mach mit! Ich geb dir drei von meinen Boys, und dann versuchst du mal dein Glück. Wäscheleine ist in Massen da; woll’n mal sehen, wer die meisten Opfer anschleppt!“

„Ich bin im Kindesraub noch nicht erfahren, aber mach’ ich. Muß mir nur die Turnschuh anzieh’n.“

„Okay. Inzwischen besuchen wir die Plutos. Mach dal-li!“

Ich hocke fiebernd auf dem Bett und schnüre mir die Turnschuhe zu. Nebenan im Zelt „Pluto“ hört man unterdrücktes Raunen und Rumoren, Schritte trappeln ins Freie, ein halberstickter Hilfeschrei, dann wieder Stille.

Ich haste über den Platz in das Zelt der Gefangenen. Die Kindesräuber stehn schon tuschelnd um das Bett des „Neuen“. Winfried beugt sich grade mit der Melbourne-Schlinge über ihn: Donnerkeil, ein strammer Bursche, sicher vierzehn alt, ich gratuliere. Dennoch liegt er lammfromm auf dem Bauch und läßt sich willig binden. „Er hat sich tapfer geschlagen, das muß man ihm lassen, was, mein Sohn? Gib jetzt mal das andre Pfötchen – danke, so ist’s lieb und brav. – Ach Lothar, da bist du ja. Hier hast du Kordel, nimm drei oder vier meiner Krieger und ...“

„Lieber nicht. Ich möchte erst die Kniffe mal studieren. Nimmst du mich beim nächsten Stoßtrupp mit?“...

Wir stehen vor Zelt Pinguin. Zwölfjährige. „Also, Lothar: Wir nehmen den Ameisentrück.“

„Den was???“

„Den Ameisenbluff. Sobald der Schläfer wach wird, erzählen wir ihm, sein Bett sei ganz voll Ameisen und wir müßten ihn rausbringen, um ihn abzusuchen.“

„Zinnober! Er merkt doch sofort...“

„Gar nichts merkt er! Solange du auf ihn einredest, kommt er gar nicht zur Besinnung! Mußt nur dauernd quasseln, bis ihr weit genug vom Zelt entfernt seid. Aber Vorsicht, er soll so spät wach werden wie möglich.“

Der Zelteingang wird lautlos aufgeschnürt. Winfried taucht gebückt ins Innere. Sein Lämpchen tastet übers erste Bett am Eingang... Pause, wir warten. Aus dem Zeltspalt quillt der warme Dunst der Schlafenden. Die Siouxkrieger stehn wie Säulen neben mir. Plötzlich Geräusch von innen. Der Zelteingang flattert. Eine weißliche Gestalt im Schlafanzug entschwebt auf Winfrieds Armen lautlos dem dunklen Gehäuse:

„Hier hast du ihn, Lothar. Ich komm’ mit den Decken nach.“

Die schlaffe Last sinkt warm vor meine Brust. Sie ist

hellwach und guckt verstört um sich herum. Ich drehe ab und lege Eilmarsch vor – 60 Meter freie Fläche, so lang muß mein Redevorrat reichen: „Ja, das war schlimm diese Nacht mit den Ameisen; du bist nicht der erste, den wir entlausen müssen. Aber sei nur ruhig, wir werden das schnell erledigen. Wir haben DDT da drüben in dem Zelt. Merkst du nicht, wie es überall an dir krabbelt?“

„Nein.“

„Desto besser, dann sind die Viecher noch nicht durchgedrungen bis zur Haut. Es war auch ein wüstes Gewitter diese Nacht, das hat sie scharenweise in die Zelte getrieben. Aber sei froh, jetzt sind wir da!“

Rein ins Zelt und auf das nächste Bett mit dem Knaben, jetzt mag er schreien! Aber er schreit nicht, er liegt in seinem Schlafanzug verängstigt auf der Matratze und blinzelt mißtrauisch in Winfrieds Lampe.

„Kennst du mich? Ich heiße Winfried. Bin der Häuptling aus dem Sioux-Wigwam. Und du bist nun ein Gefangener der Sioux. Wie heißt du?“

„Hans-Dieter.“

„Schöner Name; aber weißt du, Indianer geben fremden Kriegerern immer passendere Namen. Na, wie nennen wir dich wohl? Das große Auge“, paßt dir das?“

„Ja.“ Gedämpftes Kichern gluckert durch das Zelt.

„So, und nun, mein roter Bruder, weißt du ja, daß Indianer ihre Opfer immer fesseln. Aber keine Angst, ich mach' das sehr bequem und schonend. Dreh' dich doch mal bitte auf den Bauch...“ – Wieder legt der Melbourne-Knoten seine unlösbaren Schlingen um die Handgelenke...

Wir stehn vorm Zelt und blinzeln in die ersten Morgenwolken. Es wird allerhöchste Zeit! Winfried dreht sich nochmals in das Fesselzelt zurück: „Sobald jemand schreit, kommen Knebel! Erspart sie euch, seid stille. In zwei Stunden seid ihr wieder frei.“

Welches Zelt denn jetzt?

„Iglu. Spezialauftrag. Da ist ein Tangojüngling abzuholen, ein wahrer Kloß von Kerl.“

„Wie alt denn?“

„Fünfzehn. Das wird hochintellektuell. Sieh zu, daß du ihn obenrum umklammerst, ihm die Arme an den Körper klemmst. Ich drück ihm dann das Kissen aufs Gesicht, zwei Sioux schnappen sich die Beine, und ab geht die Post. Er darf vor allem nicht mit seinen Händen an das Kissen kommen, sonst reißt er's ab und schreit. Avanti, Leute!“

Zelt Iglu steht vorsorglich offen. Wir tappeln hinein. Verdorri, die Holzroste quietschen; aber kein Ohr reagiert. Winfried hält am dritten Bett und leuchtet: Ei der Daus, ein Sonny-Boy, wie er im Buche steht, mit langer schwarzer Mähne ums Gesicht und einem Flaumbart auf der Oberlippe. Gefütterter Schlafsack, so daß man die Lage der Arme nicht deutlich erkennt.

Winfrieds Kissen wuchtet nieder, ich umklammere die Brust des Schläfers, hoch mit ihm, der Leichenzug geht ab! Schon wühlt es unterirdisch in dem Schlafsack, ein Arm zwängt sich heraus und fuchtelte nach dem Kissen, vor mir schaukeln krampfhaft die Sioux unter dem Bäumen der Beine, da fuhrwerk auch der zweite Arm nach draußen! Und kaum sind wir auf dem Platz, da hört man schon des Opfers abgründig phlegmatische Bemerkung: „Mit MIR könnt er dat nit maache!“

„Wissen wir,“ sagt Winfried freundlich, „wir *machen* das ja auch gar nicht mit dir, wir tragen dich bloß ein bißchen spazieren, es ist nämlich so ein schöner Morgen. Stimmts?“

Wir traben im Zwielflicht über den Platz. Das Opfer schwebt in seinem Schlafsack zwischen uns wie eine riesenhafte Erbsenschote und genießt den Transport mit der Gelassenheit eines abgeklärten Salonlöwen...

Im Fesselzeit die Wachen finden wir in peinlicher Ver-

legenheit: „Winfried, der Peter muß mal nötig, was sollen wir machen?“

„Dösköpfe! Da fragt ihr mich? Fragt den Peter!“

Peter weiß genau, was sie machen sollen: ihn losbinden. Aber die Melbourne-Schlinge zu lösen, ist genau so ein Kunststück, wie sie zu schürzen. Also eskortiert man Peter mit gebundenen Händen nach draußen. Es heißt, man habe ihn dort mit der Brust gegen einen Busch gestellt und ihm dann die Hose bis zu den Füßen hinunter gestreift...

Inzwischen wird drinnen der Schlafsackinsasse verarztet. Er erfreut uns in regelmäßigen Abständen mit der geistvollen Versicherung: „Ech kummen loss!“, aber Winfried bleibt leutselig: „Natürlich kommst du los, das wissen wir, das *sollst* du ja sogar, damit du auch mal eine Freude hast.“

Er bindet ihm die Füße überm Schlafsack aneinander, zurrt sie, wie gehabt, am Bettbein fest. Peter wird wieder ins Zelt geschleift. Er tut mir leid. Aber Winfried hat ihn legitim erbeutet, und wer will schon Spielverderber sein?

Winfried blickt auf seine Uhr und knipst die Lampe aus: „Sense für heute! Schnürt das Zelt zu und verteilt euch auf die freien Betten! Keiner bleibt im Siouxiwigwam. Haltet euch still und seht zu, daß kein Opfer hier schreit. Wartet ab, bis man euch findet. Dann lasst die Gefangenen schreien und verdrückt euch durch den Hintereingang! Wechselt euch ab in den Wachen! Tschüß bis nachher!“

Kinder, wird das heute morgen lustig, wenn die Führer ihre entführten Schäflein vermissen!

Wir stehen in der Morgenkühle. Winfried fröstelt.

„Weißt du, Lothar, ich bin hundemüde. Hast du nicht in deinem Zelt ...?“

„Sicher hab' ich! Das Bett von Peter. Eine Decke kannst du von mir haben. Come on!“

Wir kriechen in mein Zelt. Peters Bett wird hergerich-

tet.

„Angenehme Ruhe noch!“

„Danke dito!“ Er legt sich hin, sein Kopf fällt auf die Seite, er schläft.

Ich liege wach und kann nicht wieder schlafen. Draußen quillt das Licht über den ganzen östlichen Horizont. Im Gehölz hinter den Zelten erwacht das Gezwitscher der ersten zaghaften Schnäbel. Es wird in zwei, drei Stunden übertönt sein von zweihundert anderen Schnäbeln, die den ganzen Tag lang plappern und schreien, lachen und singen werden – bis in die nächste Nacht im großen Zelt.

*Herbst 1958. Erschienen im „Deutschen Jugendkalender“,
Münster 1962*

Der Roller

Exposé zu einem kurzen Stummfilm, der nie gedreht wurde

In einem aufgelassenen Steinbruch am Stadtrand spielen ein paar Kinder „Bergsteigen“, mit einem Wäscheseil. Dabei stürzt ein etwa 8-jähriges Mädchen einige Meter tief ab und bleibt bewußtlos, eventuell mit blutender Kopfwunde, liegen. Die anderen Kinder, von Panik ergriffen, rennen mit Geschrei davon.

Ein etwa 11-jähriger Junge, der mit seinem Roller – es kann auch ein Fahrrad sein – auf einer Straße oder einem Fahrweg oberhalb des Steinbruchs vorbeikommt, hört das Geschrei. Er hält sofort an, wirft seinen Roller hin, eilt auf die Kante. Er sieht noch die fliehenden Kinder verschwinden, dann das verwundete Mädchen. Er steigt in den Steinbruch hinunter, hebt das Mädchen mühsam auf die Arme, schleppt es zur nächsten Straße und hält das erste vorüberkommende Auto an. Zusammen mit dem Fahrer lädt er das Mädchen ein und sitzt während der Fahrt auf dem Rücksitz, den Kopf des noch immer bewußtlosen Kindes auf dem Schoß.

Am Krankenhaus angekommen, übernimmt der Fahrer das Mädchen und trägt es vor dem Jungen her ins Innere. Dann kommen beide wieder heraus, steigen ins Auto und fahren wieder bis zu dem Steinbruch, wo der Fahrer den Jungen hinausläßt. Der Junge steigt an die Stelle zurück, wo sein Roller liegen müßte, aber der ist weg. Statt dessen findet sich ein von Kinderhand beschriebener Zettel: Wenn du den Roller wiederhaben willst, such ihn im Bunker.

Der Junge geht zum „Bunker“, einem unter Kindern bekannten Ruinenkeller aus dem Krieg. Zögernd traut er sich hinein, kommt wieder heraus – ohne Roller. Hängenden Kopfes schleicht er nach Hause.

Tage später spielt das Mädchen, wieder genesen, mit einem jüngeren Geschwister im „Bunker“. Durch Zufall

findet sie mit ihrer Taschenlampe den versteckten Roller, holt ihn erfreut ans Tageslicht, setzt das Geschwister darauf und kutschiert mit ihm stolz durch das Viertel.

Wem begegnen sie? Dem Jungen! Aber ohne ihn zu kennen, fahren sie quietschvergnügt an ihm vorbei. Er sieht sie, erkennt seinen Roller, dann das Mädchen – will sie ansprechen, unterläßt es aber dann und sieht den beiden nur beim Rollern zu, bis sie fern um eine Ecke biegen. Dann geht er nach Hause.

(1958)

Wenn...

Frei nach dem Gedicht von Rudyard Kipling

Wenn du auf Fahrt gehn kannst, da rings die Massen
 Die Züge stürmen und nach Plätzen schrein;
 Steigst du, um nicht den Anschluß zu verpassen,
 Zum Schluß samt Rucksack durch das Fenster ein;
 Kannst du ein faltenloses Zelt errichten
 In finstrer Nacht und bei Windstärke acht
 Und tapfer auf das Strandhotel verzichten,
 Wo dir ein Essen dampft, ein Bett dir lacht –

Kannst du im Frühtau, nach drei Nachtgewittern,
 Auf deren Fluten du im Zelte schwammst,
 Am Morgen weiterwandern ohne Zittern
 Und ohne daß du dein Geschick verdammst;
 Kannst du bei Dauerregen Feuer zünden,
 Kriegst ohne Flüche die Kartoffeln gar;
 Kannst du in den Spaghettis Asche finden
 Und ißt sie dennoch auf mit Haut und Haar –

Kannst du das Rührei sehn, das du gesotten,
 Ins Feuer fallen und verschmoren drin;
 Hörst schinkenklopfend du die Freunde spotten
 Und trägst die Strafe mit gelass'nem Sinn;
 Kannst du der Gier von tausend Mücken trotzen,
 Die deine Haut zum Ziele sich erwählt,
 Bringt dich der Reisbrei nicht, pardon, zum K....,
 Wenn außer Salz ihm Milch und Zucker fehlt –

Willst statt der Zimmerdecke du die Sterne
 und ziehst dem Bett die nackte Erde vor;
 Lockt statt der Filme dich die freie Ferne
 Und statt der Großstadt Gletschereis und Moor:
 Dann werden Wind und Sonne, Frost und Regen
 Als treue Freunde ewig dir zum Lohn,

Die Freude wird erblühen auf deinen Wegen,
Und mehr: Du wirst ein JUNGE sein, mein Sohn!

(1960)

*Erschienen im KOMM-MIT-Taschenkalender, Münster,
1961*

Zehn Ausreden für ein verlorenes Fußballspiel

Zum fleißigen Gebrauch für alle, die nicht mit Anstand verlieren können

1. Wir hatten heilloses Schußpech. Beranntes stundenlang das gegnerische Tor, kriegten aber keinen Ball rein. Der Gegner dagegen hatte bei seinen paar Durchbrüchen immer sagenhaftes Schwein, seine Treffer waren reine Zufallstore. Spielerisch und taktisch waren wir um Klassen besser...

2. Der Schiri war entweder bestochen oder halbblind. Übersah drei dicke Elfmeter bei 'denen', piff aber bei 'uns' zwei fabelhafte Tore wegen angeblichem Abseits ab. Nur dieser Krücke verdanken wir die Pleite. Alle Gräten sollte man ihm brechen! Na warte, wenn der noch einmal bei uns auf den Platz kommt...!

3. Wir mußten in der 1. Halbzeit gegen Sonne und Wind spielen; unser Keeper wurde so geblendet, daß er zwei harmlose Fernschüsse reinließ, die er sonst bestimmt gehalten hätte. Und in der zweiten Halbzeit? – Da hatte der Wind aufgehört, und die Sonne war hinter Wolken...

4. Unsere besten Spieler waren heute nicht dabei. Wir mußten mit 5 Mann Ersatz antreten, der Gegner dagegen erschien in stärkster Besetzung. Wie soll man da gewinnen? Wir kamen uns ja vor wie die 2. Reserve!

5. Die Gegner waren unheimlich ruppig. Holzten und foulten, was das Zeug hielt. Eine Holzhackerbande, keine kultivierte Mannschaft. Von Spieltechnik keine Spur, nichts als unfaire Tricks und rüpelhafte Rempelen. Unsre besten Spieler haben sie von Anfang an k. o. getreten, unsre halbe Mannschaft liegt mit Bluterguss im Krankenhaus. Wie konnten wir da gewinnen?

6. Alles liegt am Trainer. Dieser Oberidiot! Hat eine Mannschaftsaufstellung verbochen, die einfach zum Heulen war. Hat den Jungens außerdem die völlig falsche

Taktik eingetrichtert: Defensive statt Offensive! Den Kerl sollen sie irgendwohin treten und dann aus dem Verein schmeißen! Mit einer solchen Niete gewinnen wir nie!

7. Bei Auswärtsspielen: Das fremde Publikum war unheimlich fanatisch! Hätten uns blaugeschlagen, wenn wir gewonnen hätten. Wir haben uns aus lauter Angst nur halb verausgabt. Sowas von Unsportlichkeit war schlimmer als bei der Weltmeisterschaft! Na warte, wenn wir den Verein mal auf eigenem Platz in die Finger kriegen!

Bei Heimspielen: Unser Publikum hat uns nicht genügend unterstützt. Es ist gar nicht richtig 'mitgegangen'.

8. Bei Auswärtsspielen: Der fremde Platz war miserabel. Wir sind auf Rasen zu spielen gewohnt, auf Asche waren wir nicht eingespielt. Falls Lehmplatz: Entweder zu matschig oder zu staubig. In jedem Fall: Viel zu klein oder viel zu groß.

9. Auswärtsspiel: Die lange Omnibusfahrt hat unsre Leute ganz kaputtgemacht. Stundenlang in dieser rumpeiligen Knochenmühle, wir waren ja halb lazarettreif, als wir aus dem Wagen stiegen. Und dazu noch die Hitze! An Sieg war da nicht mehr zu denken...

10. Wir haben die 'ändern' absichtlich gewinnen lassen, denn es war ja nur ein Freundschaftsspiel, wir wollten uns schonen. (Falls Punktspiel: Wir haben ihnen die Punkte absichtlich geschenkt, denn wir sind ja tabellenmäßig gesichert, die Gegner hingegen ringen um den Klassenverbleib; warum sollten wir unmenschlich sein und sie unnütz besiegen?) Die Erfindung weiterer Ausflüchte steht dir frei.

Merke aber vor allem: Der Fall, daß der Gegner wirklich 'besser' ist, tritt grundsätzlich nie ein. Die bessere Mannschaft ist objektiv immer die deinige. Beweise es durch möglichst lautes Schimpfen, Zwischenrufe und massive Drohungen. Nur dadurch beweist du echten Sportgeist und leistest deinem Verein den besten Dienst.

Erschienen im Komm-Mit-Kalender 1963

Die Mutprobe

von Jean-Louis Foncine, freie Übersetzung 1960

„Gebt mir endlich meine Probe! Ihr sollt sehn, ich kneife nicht!“

Damit warf der Antragsteller entschlossen seine blonde Tolle aus der Stirn, zerrte am schwarzen Ledergürtel seine abgetragene, zerflickte Leinenhose eine Handbreit höher an den braunen Beinen rauf und blickte dem Größten der Bande, die im Halbkreis um ihn herstand, erwartungsvoll ins Gesicht. Aber rings blieb alles still. Nur der Herbstwind fauchte ab und zu durch die Dachritzen des Schuppens, und ein Eichelhäher kreischte schnarrend auf; es klang wie ein Lachen, dann flog er mit klatschendem Flügelschlag ab.

„Traust du sie dir denn schon zu, Micha?“ fragte schließlich ein kleiner Stoppen, der zur Rechten des Häuptlings stand und seine Hand um einen Fahrtendolch gekrampft hielt, dessen Scheide matt im Dunkeln glitzerte.

Der Angeredete stieß wütend mit dem Fuß einen Kloben ins Feuer, das flackernd hoch aufschöß: „Hab ich denn nicht ehrlich und verschwiegen mitgemacht die ganze Zeit? Hab ich nicht in allen Schlachten mitgefochten? Hab ich nicht gelernt, am Himmel und in Büchern, was ich wissen muß, um euch Ehre zu machen? Zweifelt ihr denn wirklich noch an mir?“

Dumpfes Gemurmeln der Zustimmung lief durch den Kreis; Micha hob den Blick und sah sich strahlend um. Dann trat der große Junge einen Schritt nach vorn: „Du sprichst die Wahrheit“, sagte er, „es sei! Ihr alle wißt, daß wir den Eintritt eines Neuen ihm so schwer wie möglich machen: Es geht um unsre Ehre, unsre Kampfkraft. Micha aber ist seit einem halben Jahr schon bei uns; es wird Zeit, ihm die Probe zu geben; er hat sie verdient.“

Der Sprecher hielt für ein paar Atemzüge inne und

starrte konzentriert ins Feuer. „Diese letzte Probe,“ fuhr er fort, „ist nach altem Brauch der Bande hart und schwer. Sie fordert Willenskraft und Mut und packt den Prüfling möglichst an seiner schwächsten Stelle: Damit er lernt, sich zu überwinden. Vor allem darf er niemals ein Zeichen von Angst zeigen! Wer schlägt eine Aufgabe vor?“

Lange blieb es still. Dann wagte sich eine helle Stimme vor: „Er soll den großen Bill zum Zweikampf fordern!“

„Quatsch!“ fuhr der Häuptling dazwischen, „Micha ist 12, Bill ist 17; das gäb' ein Gemetzel. Außerdem schlägt Bill ja nicht nach Regeln. Abgelehnt. Weitere?“

„Ja, ich weiß jetzt!“ piepte eine Stimme plötzlich von links, der Prüfling wandte sich ihr gierig zu; „er soll alleine in der Nacht bis auf die Lichtung im Eulenforst gehen, denn er ist zwar stark im Kämpfen, aber nachts hat er doch manchmal Schieß.“

„Was?“ schrie Micha, „Fricki, sag das nochmal!“ Mit geballten Fäusten stand er halbgeduckt vor Fricki, wutzitternd, die hellblonden Haare wirr im Gesicht.

„Ruhe!“ donnerte der Führer, „Fricki, du hast deine Anklage ohne Beweise vorgebracht. Aber da du ihn herausgefordert hast, braucht er nur die Probe anzunehmen, und du bist blamiert. Micha, nimmst du an?“

„Ich nehme nicht nur an, ich tu' noch mehr!“ fauchte Micha, „ich bleib sogar die ganze Nacht durch am Zigeunerkreuz!“

Am Zigeunerkreuz? Uns schauerte es kalt den Rücken runter: Das Zigeunerkreuz stand fast 4 km tief im dicksten Wald, an einer verrufenen Wegekreuzung, mitten im verfilzten Unterholz, da, wo das unheimlichste Nachtgertier des ganzen Walds sein Wesen trieb.

„Kommt mich morgen früh um 8 da abholen,“ schloß Micha, „heute abend, gegen 10, laß ich als Beweis eine von den grünen Leuchtraketen steigen, die unser früherer Chef damals von den Amis geklaut hat.“

„In Ordnung,“ nickte der Häuptling, „dein Vorschlag

soll gelten. Aber überlege ihn dir gut: Wenn du die Probe verfehlst, wissen wir nicht, ob wir dir eine neue geben können. Immerhin: Eine ganze Nacht am Zigeunerkreuz! Das hat noch bis heute kein Mensch riskiert. Nimm auf jeden Fall dein Messer mit, wegen der Tiere, die nachts da vorbeikommen...“

Der Morgen dämmerte über dem Wald herauf, der still und dunstumsponnen den Fahrweg säumte, als unser Trupp auf den letzten Querweg einbog, die sogenannte ‚Nahkampfschneise‘, an der normalerweise unser Reich zu Ende war. Das Kreuz war nicht mehr allzu fern, es mußte hinter der nächsten Biegung sichtbar werden.

Die kleinsten der Bande hasteten in einem dichtgedrängten Trüppchen vor sich hin, nur die großen gingen frei voraus. Die Tannen drohten wie eine dunkle Mauer regungslos und düster auf uns nieder, die Tiefe des Waldes dehnte sich totenstill in bleigraue, grundlose Ferne. Ein Hirsch ging plötzlich prasselnd hinter einem Haufen Reisig hoch, wir standen starr und hatten für ein paar Sekunden Atemnot. „Man meint fast, Fricki hätte Angst!“ spöttelte der Häuptling; Fricki schluckte nur und sagte nichts.

Dann stand das Kreuz auf einmal vor uns: Hoch an seinem Schaft emporgerichtet, lehnte eine menschliche Gestalt, nur ihr Kopf hing schlaff herunter; das mußte er sein! Wir fielen in Laufschrift: „Micha! He, Micha! Wir kommen!“

Dann standen wir plötzlich wie angewurzelt und erstarrten vor einem wahrhaft entgeisternden Anblick: Micha, unser kleiner blonder Prüfling, hob wie schlafend seinen Kopf ganz langsam hoch und sah uns an. In der Rechten hielt er seinen blitzenden Fahrtendolch, seine Linke aber war mit einem blanken Stahlkettchen und einem Vorhängeschloß fest an dem verdickten Ende des Querbalkens angeschlossen. Eine zweite Kette schlang

sich um sein rechtes Fußgelenk und kettete es unten an dem Kreuzschaft fest. So sah er uns mit einem Blick voll tiefer Mattigkeit und doch auch heimlichen Stolzes an und schwenkte langsam seine blonde Tolle aus der Stirn. Dann, als käme er aus einem Traume zu sich, schob er auch sein Fahrtenmesser wieder langsam in den Gürtel...

„Micha, was ist denn? Was hast du gemacht?“

„Ich? Och, eigentlich nichts. Aber sei doch mal so gut und hol da hinten auf dem Weg die beiden Schlüssel, sie hängen zusammen. Ja, da! In der Mitte des Weges.“

Fricki stürzte hin und holte sie; wir schlossen die beiden Kettchen auf. Kaum, daß seine Hand gelöst war, ließ sich Micha auf den Boden sacken und blieb der Länge nach liegen; wir standen ziemlich ratlos um ihn rum:

„Micha, nun erzähl doch mal! Was war denn?“

„Och, es war ganz einfach, eigentlich. Ich hatte per Zufall die beiden Kettchen und Schlösser vom Fahrrad bei mir; ich hatte ja versprochen, die ganze Nacht hier durchzuhalten, aber wir hatten doch nicht ausgemacht, mit welchen Mitteln, nicht? Nun, die erste Stunde hab ich mich auch noch gehalten: einfach hier gesessen, auf dem Sockel. Aber dann, so gegen Mitternacht – na ja, ihr wißt schon, so was läßt sich nicht beschreiben, aber es war grauenhaft und wurde immer schlimmer! Diese Wälder sind die ganze Nacht durch so voll unheimlicher Stimmen und Geräusche, überall ist es am Knacksen und Schreien, man kann sich das nicht vorstellen, wenn man's nicht kennt. Ich merkte langsam, wie ich weich wurde; wollte schon abhauen oder wenigstens auf einen Baum klettern, aber damit hätt' ich ja mein Wort gebrochen. Und da hab ich mich dann schnell, bevor die Panik richtig da war, mit den beiden Kettchen hier ans Kreuz gebunden und die Schlüssel so weit weggeschmissen, daß ich nicht mehr an sie dran kam. Denn ich wußte ja, daß ihr heut morgen kommen würdet und mich losmacht. War das falsch?“

„Hm. Und was sollte der Dolch?“

„Na, du hattest doch gesagt, ich sollte ein Messer mitnehmen. Und es sind auch wirklich ein paar Riesenviecher hier vorbeigekommen. Wildschweine, glaub' ich, ganz nah, in Richtung auf den Teufelsgraben zu. Jedenfalls haben die Biester 'nen Krach gemacht, war ziemlich ungemütlich.“

Lange sagte keiner was. Nur acht Augenpaare richteten sich fassungslos, voll zögernder Bewunderung, auf unseren Neuling. Micha schien das falsch zu deuten, er fuhr plötzlich ganz erschrocken hoch und sah uns an: „Was denn?“ rief er, „bin ich etwa durchgefallen? Bloß deswegen?“

Da kniete sich unser Häuptling zu dem kleinen Blondschopf nieder, packte ihn mit brüderlicher Herzlichkeit an beiden Schultern und sah ihm strahlend in das blass-übernächtigte Gesicht. „Dieser Junge,“ rief er dann, „dieser Junge hier ist einer von den besten, die wir je in unsrer Bande hatten! Los, wir gehn zu unserm Kreuzweg, unser Bandenbuch ausgraben, und da tragen wir ihn ein als neues Mitglied. Micha, sei stolz, ab heute bist du einer von uns!“

Wir brachen auf; die Sonne hatte soeben den Morgendunst durchstoßen und fiel der Länge nach auf unsern Pfad; der Boden glitzerte wie eine Bahn aus Goldgeröll. Fricki, der zunächst noch ein paar Meter hinter Micha ging, schob sich unterwegs unmerklich an ihn ran und packte ihn im Gehen heimlich an der rechten Hand: „Micha“, raunte er ihm zu, und seine Stimme war voll unterdrückter Herzlichkeit, „Micha, sei mir nicht mehr böse! Aber ich an deiner Stelle hätte mich sofort auf einen Baum verkrochen oder wäre nach Hause gerannt wie ein Halbirrer...“

„Red doch nicht so,“ sagte Micha, und mit einem halben Lächeln fügte er hinzu: „Weißt du, eigentlich war doch das bißchen Mut, das ich noch hatte, schon in dem

Moment zu Ende, wo ich die Schlüssel wegwarf. Alles andere war dann nicht mehr schwer.“

*Erschienen im „Deutschen Jugendkalender“, Münster
1962*

Was ist ein Bündischer?

(Zum Erweitern und Umformen freigestellt)

Er ist ein saufendes,
als Pimpf gern raufendes,
meist autostoppendes,
die Klampfe kloppendes,
Kohten behausendes,
die Stangen mausendes,
sich oft versammelndes,
auch manchmal gammelndes,
sich dann entzweiendes,
dies bald bereuendes,
die Pimpfe schleifendes,
auf Nachtschlaf pfeifendes,
statt dessen singendes
und Reden schwingendes,
für tusk eintretendes,
ihn fast anbetendes,
auch Blüher kennendes
(zumindest nennendes),
neugriechisch sprechendes,
Grafik verbrechendes,
rebellisch denkendes,
nach links gar schwenkendes,
am Feuer träumendes,
und Lyrik reimendes,
sie dann vertonendes,
kein Ohr verschonendes,
im Schlafsack pennendes,
den Nordpol kennendes,
am Nil schmarotzendes,
durch Wälder klotzendes,
Erlebnis suchendes,
dies dann verfluchendes,
erst später schätzendes,

kein Komma setzendes,
dem Bund sich Weihendes,
auf andre speiendes –
kurzum: ein lebendes
Geschöpf, ein strebendes!

Reine Lese Frucht, erschienen im „eisbrecher“ 12/65

Stoff zu einer Gruselgeschichte, die nie geschrieben wurde

Stehe abends als Student am Straßenrand, will per Stop aus dem Semester zurück in mein Dorf. Auto hält, drinnen ein Mann und ein Junge. Der Mann nickt mir zu, als ich frage, ob sie in die passende Richtung fahren. Steige ein.

Fahrt geht los, keiner sagt was. Der Junge auf dem Rücksitz hat einen Rucksack bei sich, scheint aus einem Ferienlager zu kommen. Es wird dunkler, draußen kommt Nebel auf. Versuche mehrfach, ein Gespräch in Gang zu bringen, aber der Fahrer brummt nur Ausweichendes im gebrochenem Deutsch, und der Junge sagt gar nichts, stiert leer vor sich hin, wie ich im Rückspiegel sehe.

Nacht und Nebel. Kein Gegenverkehr. Gegend kommt mir unbekannt vor – ist es wirklich die Straße nach Hause? Der Mann stellt das Autoradio an – eine fremde Sprache erklingt. Verstehe kein Wort, komme mir vor wie in fremdem Land. Aber Mann und Junge scheinen zuzuhören. Einmal summt der Junge eine Melodie mit.

Draußen keine Dörfer, keine Tankstelle mehr, kein Verkehr, nur unbekannte, stockfinstere Landschaft im Nebel. Der Mann stellt das Radio ab, die Straße wird schmal und gebirgig, kurvenreich, zwischen Felswänden und steilen Schluchten. Plötzlich fängt der Junge an zu singen, leise und abwesend, in fremder Sprache, aber mit wunderschöner, verträumter Melodie. An bestimmter Stelle bricht er ab, Pause, dann von vorn – singt es nie zu Ende, hört immer an derselben Stelle auf.

Draußen die Straße immer enger, halsbrecherischer. Habe jetzt echte Angst, will raus, bitte den Mann anzuhalten, er hört nicht. Rufe, schreie, brülle – will Tür aufmachen, geht nicht; rüttele, stoße grob an den Fahrer, Wagen kommt ins Schleudern, rast über die Kante des

Abgrunds, Sturz, Überschlagen – dann alles schwarz und stumm.

Komme wieder zu mir – heller Tag. Liege in buschbestandener Schlucht, in fremder Landschaft; Schrammen und Beulen, bißchen Blut, aber nichts gebrochen. Auto ist nirgends zu sehen, bloß ein verrostetes Wrack tief unten, dem das Gestrüpp aus den Fenstern wächst. Suche meinen Koffer, finde ihn nicht weit von mir, verschrammt, aber noch zu. Schleppe mich auf die Straße hoch – leer, nur Sonne. Gehe zurück, stundenlang, wachsender Durst. Nirgends ein Mensch oder Haus.

Nach Stunden endlich Straße zu Ende, Ebene, Häuser. Treffe einen Bauern, frage nach Weg. Er: Straße seit Jahren nicht mehr befahren, wegen zu vieler Unfälle; inzwischen Umgehungsstraße gebaut. Letzter Unfall vor 10 Jahren: Vater und Junge, abgestürzt, Wrack muß noch heute dort liegen.

Nehme Bus zur Hauptstraße. Während der Fahrt immer wieder die seltsame Melodie im Kopf, die der Junge gesungen hat – wie mag sie wohl enden?

(1970)

Das Super-Pimpfen-Kohten-Feuer-Standard-Poesie-Gedicht

Enthält garantiert den wichtigsten Wortschatz der Jugendbewegung für die vergangenen und kommenden 50 Jahre.

Um die Kohten-Feuer-knister-flacker-Flammen
saßen tippel-müde-klotze-Lähmungs-schwer
sieben Wander-Pfadi-Bünde-Horten-Boys beisammen,
waren Hunger-Kohldampf-schmachte-magenleer.

Fern vom Düfte-schnupper-lecker-Lockungs-Dampfe
saß der Edel-rühre-Muster-solo-Pimpf,
schlug die Scholler-klimper-zupfe-schrammel-Klumpfe
trotz der Freunde Mecker-läster-stänker-Schimpf,

sang vom Waldes-Dämmer-Nebel-Schweige-Weben
und vom Wogen-pralle-Donner-rausche-Meer,
vom Piraten-Geusen-Störtebecker-Leben
und vom Landsknechts-fluche-saufe-trommel-Heer:

Draußen flog die Knatter-fetze-Wimpel-Fahne
mit dem Adler-Löwen-Panther-Luchs-Symbol
in dem heule-jaule-Bäume-brech-Orkane,
und durchs Rauchloch piff es schauer-winsel-hohl.

„Raus mit euch zum Knüppel-Äste-Scheiter-Sammeln!“
schrie der Ober-Führer-Gruppen-Leiter-Scheich,
„euer Faulenz-gähne-quatsche-räkel-Gammeln,
ihr Pomaden-Waschlapp-Würstchen, das vertreib ich euch!“

In den Schloßen-prassel-platze-Hagel-Regen
trabt man murre-knurre-grolle-bocke-stumm,
werkt mit Äxten-Beilen-Fahrten-Messer-Sägen
in dem Riesel-tröpfel-trief-Gestrüpp herum.

Aber kurz vorm Grippe-Schnupfen-schnatter-fröstel-Frieren,
als man pudel-pitsche-patsche-klatsche-naß:
„Auf zum Futter-fresse-spachtel-Schnabulieren!“
dröhnt des Häuptlings Macht-Befehls-Kommando-Bass.

Aus dem Blubber-ruße-brodel-Horden-Potte
teilt er Stiefel-Leder-Sohlen-Katzen-Fleisch
samt dem Dünen-Flugsand-Zähne-knirsch-Kompotte -
rings nur Schmatze-schlürfe-rülpse-Schluckgeräusch.

Dann beim Düster-Schatten-blake-Funzel-Lichte,
als man rumpel-pumpel-vollgefressen-satt,
steigt die Geister-grusel-Spuk-Vampirgeschichte,
bis man Zähneklapper-bibber-Gänsehäute hat.

Später dann beim Glucker-Becher-pokuliere-Schwofen
mit dem Kehle-kratze-Zucker-Kräuter-Tschai
singt man Brülle-Pöbel-Gassenhauer-Strophen,
macht Getöse-Lärm-Radau bis nachts um zwei.

Erst im Morgendämmer-zwitscher-Zwielicht-Grauen
in der Kohte Huste-stinke-träne-räuchermief
lag man in den Molle-Wolle-kuschel-Schlafsackdaunen,
pennte rassel-säge-schnarche-träume-tief.

Um 1965

*Nach dem Muster der „Sommermädchenküssetauschelächel-
beichte“ von Hanns von Gumppenberg, 1901
Erschienen im „eisbrecher“ 11,65*

Die schlimme Einweihung

Das berühmte Internat Schulpforta in Sachsen war zur Hitlerzeit in eine „Napola“, eine „National-politische Erziehungsanstalt“ verwandelt worden, wo die Elite der künftigen Wehrmacht- und Parteiführung heranwachsen sollte. Nur intelligente, sportliche, kerngesunde und hellblonde Jungen kamen dafür in Frage. Als Uniform trugen sie im Sommer das übliche Braunhemd des „Jungvolks“ und dazu die kurze Lederhose.

Auf diese Schule kam um 1940 ein elfjähriger Sextaner aus der Frankfurter Gegend. Schon am ersten Tag erfuhr er, dass für jeden Neuling in der Klasse eine Art von heimlicher „Einweihung“ üblich sei, die daraus bestehe, dass man dem Neuling die Lederhose herunterziehe und ihm dann reihum einen Klaps auf den nackten Hintern verpasse – für unseren Neuling eine schiere Horror-Vision: Er war von zu Hause so sittsam und schamhaft erzogen, dass er sich etwas Schlimmeres als diese Demütigung gar nicht vorstellen konnte.

Zunächst gelang es ihm aber, sich immer wieder beiseite zu drücken, wenn er mit den anderen allein und ohne Aufsicht war. Nach und nach erlebte er, wie alle übrigen „Frischlinge“, einer nach dem anderen, in einer unbewachten Viertelstunde überfallen, in eine dunkle Ecke verschleppt und dort der fälligen Einweihung teilhaftig wurden. Langsam lichtete sich das Häuflein derer, die noch „dranzukommen“ hatten, bis er am Ende, zu seinem leisen Stolz, der Letzte war, dem das Unvorstellbare noch bevorstand.

Das fiel aber auf. Bald wurde klar, dass er sich dieser Probe aus Angst, ja aus Feigheit entzog, und immer eifriger machte man Jagd auf ihn. Er merkte das und hatte sich schon einen Trick ausgedacht, mit dem er sich vor der Entblößung retten konnte: Da seine Lederhose in der Hüfte von einem starken Lederkoppel gehalten wurde,

hatte er es so stramm zugezogen, dass es nicht mehr aufzuhaken war, wenn er seine Bauchmuskeln aufs Äußers-te dagegen anspannte. Auf die Dauer war ein derart en- ges Koppel aber unbequem, ja schmerzhaft zu tragen, und so zog er es nur dann aufs Engste zu, wenn ernst- haft Gefahr drohte: also nur in der Freizeit oder wenn die Klasse sonst ohne Aufsicht war.

Irgendwann gelang es schließlich, ihn in einem entle- genen Winkel abzufangen, und man wollte schon zur üb- lichen Vollstreckung schreiten – aber siehe, es gelang nicht! Das Koppel saß nicht locker genug, um es aufklin- ken zu können, und man musste ratlos von ihm ablas- sen.

Zwar schnappte man ihn in den nächsten Tagen noch mehrere Male, und die Stärksten versuchten dann mehr- fach, ihm das Koppel zu öffnen, aber immer wieder spannte er die Muskeln an und verhinderte die Prozedur. Nur in den Schulstunden und während des täglichen „Studiums“, auch bei den Mahlzeiten oder beim Jung- volk-Dienst konnte er sich erleichtern und das Koppel um zwei oder drei Löcher lockern – doch wie lange sollte diese Selbstquälerei noch dauern?

Manchmal wünschte er sich schon, er hätte es hinter sich. Denn alle anderen hatten es gutgelaunt überstan- den, und unter Jungens war das Ganze doch nicht weiter ehrenrührig oder blamabel; es gehörte gleichsam zu der Kameradschaft, die das Internatsleben verlangte.

Andererseits war er stolz, es schon seit Wochen verei- telt zu haben, und er merkte, dass sein Einfall auch den anderen imponierte, dass man ihn heimlich bewunderte und die Zähigkeit würdigte, mit der er es durchhielt.

Dennoch: Irgendwann war es so weit. Als man ihn in sicherem Gewahrsam hatte, zerrte man nicht mehr ver- gebens an seinem Koppel, sondern trennte nur mit einem Taschenmesser die Nähte der Lederschlaufen auf, die das Koppel an der Hose hielten; aber nur die oberen, so dass

man fast mühelos die Hose darunter herausziehen konnte. Dann kamen die längst fälligen Klapse auf die Hinterbacken, und die Qual der letzten Wochen war vorbei. Und vor allem: Unser Held konnte sich rühmen, dass er immer noch das Koppel um den Bauch getragen hatte und mithin nicht gänzlich nackt gewesen war: Ein kleiner Triumph für sich! Wer beschreibt seine Erleichterung?

Von nun an konnte er sich endlich unbeschwert dem Leben auf der Schule widmen, ohne Hemmungen, und manchmal lachen über seine Angst von zuvor.

Dass die Kameraden ihm die Kosten für den Schuhmacher bezahlten, der die Schlaufen wieder annähte, während er selbst in der Turnhose daneben saß, - ob man das noch groß erwähnen muß?

Nach der Erzählung des Betroffenen, 1966

Ein Lausbub erzählt

Nach Erinnerungen von Klaus Weinbrenner aus Betzdorf-Sieg, um 1978

Da ich Jahrgang 1941 bin, fiel meine Jungenzeit in die frühen 50er Jahre – eine materiell arme, aber an Erlebnissen und Abenteuern reiche Zeit, in der es vor allem noch kein Fernsehen gab. Wir Jungen von damals waren noch wirkliche Lausbuben, ja Wildlinge, und was wir an Streichen verübten und an Bandenkämpfen durchfochten, mag manchem Heutigen die Haare zu Berge treiben. Für uns Jungen aber war das unsere normale Spielwelt, unsere Selbstverwirklichung, und keiner von uns bereut auch nur eine Sekunde davon.

Schon im zarten Alter von 6 Jahren wurde jeder Junge, der in unserm Viertel aufwuchs, in die Bande der „Gäserter“ aufgenommen, die nach der „Gäsert“ (hochdeutsch „Geißhardt“) benannt war, dem Stadtteil, in dem wir wohnten. Die „Gäsert“ war ein inselartig in sich abgeschlossenes Viertel, das sich zwischen einem Bahndamm und einem sehr steilen Abhang entlangzog, an dem nur ein einziger Fußweg emporführte. Am hinteren Ende aber, wo der Bahndamm seitlich über eine Brücke wegbog, grenzte es an die Heller, ein Fließchen, in das ein paar Bomben im Krieg ihre Trichter gegraben hatten, so dass nun die Strömung Strudel darin bildete und die Löcher so tief auswusch, daß wir von der Brücke „Körper“ hineinmachen konnten.

Das war unser Freibad, und unter dem einen Brückenbogen, wo es außer bei Hochwasser immer trocken war, machten wir oft unsre Feuerchen.

In die „Gäserter“ Bande aufgenommen wurde nur, wer wollte, aber eigentlich wollten wir alle. Nur einer, ein typisches Einzelkind, das zu Hause sehr verhätschelt wurde, traute sich nicht, blieb hinfort aus unsern Spielen ausgeklammert und bekam den Spitznamen „Bübchen“,

der ihm bis heute noch anhängt.

Alle andern unterzogen sich der Probe, die traditionsgemäß aus drei Teilen bestand und stets in den großen Ferien stattfand. Mit mir zusammen wurde noch ein zweiter Neuling, ebenfalls ein i-Dötzchen aufgenommen. Das geschah freiwillig, obwohl wir genau wußten, was uns bevorstand.

Der erste Teil der Probe war das Schwimmen. Der Prüfling wurde ein Stück oberhalb der „Gäsert“ in die Heller geworfen, wenn sie einigermaßen hohes Wasser führte, und durfte erst unterhalb der Eisenbahnbrücke, nach etlichen hundert Metern, wieder an Land. Am Ufer begleiteten ihn ein paar Ältere, die sofort hätten eingreifen können, wenn er in Gefahr geraten wäre.

Aber meistens hatte er schon vorher das Schwimmen geübt, wenn auch nicht gänzlich erlernt, und konnte sich lange genug über Wasser halten. Hinterher konnte er jedenfalls tadellos schwimmen.

Der zweite Teil fand in verschwiegener Waldtiefe statt. Der Prüfling, nur in Badehose, wurde mit Wäscheleine an einen Baum gebunden, mit dem Gesicht gegen den Stamm. Dann gruben die Älteren in aller Ruhe ein paar Wurzeln von Büschen oder jungen Bäumen aus, schüttelten das Erdreich davon ab und gewannen so ein paar handliche Peitschen, die in hauchdünne Fäserchen ausliefen. Mit denen wurden wir über die Waden geschlagen, bis es dort Striemen gab. Schreien durften wir, so laut wir wollten, und taten es auch. Aber meistens war diese Marter nach einer Minute vorbei.

Der dritte Teil der Prüfung und ihr Abschluß nannte sich „Ritterschlag“. Wiederum in Badehose, mußte sich der Prüfling vor einem Brennesseldickicht aufstellen. Jemand hielt ihm eine große Kohlschaufel paßgerecht gegen die Hinterbacken, ein anderer holte mit einem Vorhammer aus, ließ ihn möglichst waagrecht gegen die Schaufel sausen, und der Neuling flog im Bogen in die

Brennnesseln hinein. Hatte er sich wieder herausgewurstelt, so war er zum Ritter geschlagen und künftig ein „Gäserter“.

Freilich war er in den ersten Jahren, im Alter von 7 bis 9, nur eine Art Sklave der Älteren und mußte vor allem die Dreckarbeit tun. Beim Budenbauen z.B. oblag es dem „kleinen Gemüse“, das Baumaterial in Form von grünen Zweigen herbeizuschaffen, nachmittags Butterbrote und Feldflaschen mit „Gänsewein“ (Wasser mit Zucker und Salz) von zu Hause anzuschleppen und im Sommer unter der Aufsicht der Älteren Obst zu klauen, denn natürlich war kein Obstbaum, wenn er „reif“ war, vor uns sicher. Erledigten wir solche Dienste nicht schnell und geschickt genug, so setzte es Klapse hinter die Ohren.

Die „Gäserter“ umfaßten, wenn es hoch kam, 12 – 15 Mann, darunter auch 2 – 3 Mädchen, die aber ebenso rauhbeinig waren wie wir und bei den Gefechten nicht geschont wurden. Freilich stießen sie erst mit 11 oder 12 Jahren zur Bande, wenn sie nämlich Gefallen an unseren Räuber-und-Schanditz-Spielen fanden, die an Sommerabenden in unserem Viertel üblich waren. Die Aufnahmeprüfung, einschließlich des Ritterschlages, blieb ihnen somit erspart.

Die Buden der Gäserter waren grundsätzlich Baumbuden, aber von besonderer Art: in einer Buchenschonung wurden vier junge Buchen ausgesucht, die passend im Viereck standen; auf jede musste dann einer von uns leichtgewichtigen Neulingen klettern und die Bäumchen so lange schaukeln, bis sie in der Mitte zusammenstießen. Dort wurden sie dann von den Älteren, in etwa 3 m Höhe, zusammengebunden, so dass aus den vier etwa waagrecht liegenden Stämmchen eine Art federnde Plattform entstand, und auf dieser wurde dann, teils unter Einbeziehung der nun hochstehenden Queräste, die igluförmige Bude zusammengeflochten, die 4 bis 5 Insassen tragen konnte.

Freilich lebten diese Buden meist nicht lange, denn unsere erklärten Feinde, die „Alsdorfer“, die jenseits der Heller, und „die vom Äuchen“, die jenseits des Bahndammes wohnten, machten sie irgendwann ausfindig, zerstückelten sie sofort, und damit war der Krieg erklärt.

Oft begannen aber auch wir Gäserter den Krieg, indem wir ein Floß, das die Alsdorfer an „ihrem“ Hellerufer angekettet hatten, heimlich mit einem Bolzenschneider, den ich bei meinem Vater „auslieh“, in unsere Gewalt brachten, um damit tagsüber frech auf der Heller herumzuschippern, die wir jeden Sommer unterhalb der Brücke neu zu stauen pflegten. Das entging den Alsdorfern natürlich nicht, und schon entbrannten die Kämpfe. Nachts versteckten wir das Floß so raffiniert, daß sie es niemals entdeckten.

Auch die beiden anderen Banden bauten natürlich im Sommer ihre Buden in den angrenzenden Waldgebieten, und zwar durchwegs unterirdische, die sie anschließend sorgfältig tarnten. Dennoch hatten wir sie bald gefunden, und was half es dann, daß ihre Erbauer bis in den späten Abend ein paar Wächter dort aufstellten? Wir schwärzten einem oder zweien von uns mit Holzkohle die Gesichter und die nackten Arme und Beine – dann schlichen sie als „Späher“ los und kamen alsbald mit der Kunde zurück, ob die gegnerische Burg bewacht sei, und wenn ja, von wieviel Mann; meist waren es zwei oder drei.

Wir hielten Kriegsrat, zogen los, meist spätabends, kreisten das gegnerische Hauptquartier ein, überfielen die Wachen, banden sie Rücken an Rücken zusammen, gaben ihnen ein paar Hiebe mit Hagebuttenranken über die Beine zu schmecken und rissen vor ihren Augen die frisch errichtete Bude ein. Dann ließen wir die Gefangenen liegen, schlichen aber heimlich wieder in ihre Nähe zurück und belauschten, was sie sich zu erzählen hatten. So erfuhren wir manches Geheimnis, z. B. ob sie bereits eine zweite Bude besaßen, die wir noch nicht kannten.

Hatten wir genug gehört, so gingen wir auf dem Heimweg bei der Wohnung von einem unserer Gegner vorbei, klingelten an der Tür, wichen vorsichtshalber ein paar Meter zurück und meldeten, wenn jemand in der Tür erschien, wo man die Vermissten finden könne. Als bald zog ein Trüppchen der anderen los, um die Wächter zu befreien. Auch mir erging es einmal so, als unsere Bude von einer Übermacht überfallen und zerstört wurde – erst nach Stunden fanden mich die Kameraden und banden mich los.

Die „Alsdorfer“ und „die vom Äuchen“ waren übrigens nie untereinander verfeindet, sondern immer nur mit uns Gäsertern. Oft kam es zu Steinwurfgefechten über die Heller hinweg, wobei wir unsere Munition in Gestalt von Schottersteinen vom Bahndamm holten, und mancher trug dabei ein „Loch im Kopf“ davon – so nannten wir die Platzwunden, die dann stets vom Doktor freigeschnitten und mit einem Pflaster zusammengezogen und verklebt wurden. Wir schützten uns bei diesen Wurfduellen mit Schilden, die wir aus den Mülltonnendeckeln gewannen, die wir zu Hause klauten und oft grell bemalten. Über Nacht versteckten wir sie unauffindbar – es kam nie ans Licht, wo sie geblieben waren.

Trotzdem hatte mir einmal ein Gegner ein klassisches „Loch in den Kopf“ geworfen, und da er auf dem Heimweg von der Schule in unserer Nähe vorbeikommen mußte, lauerten wir ihm auf, vier oder fünf meiner Freunde und ich. Wir überrumpelten den Ahnungslosen, schleppten ihn in eine leere Garage (Autos waren damals selten), banden ihn auf einen Gartenstuhl und knebelten ihn mit einem reichlich daumendicken Holzpflock, den wir ihm quer durch den Mund klemmten und mit Einmachgummis an den Ohren vorbei vom Nacken her festzogen. Dann bekam er eine fachkundige Glatze geschnitten, d. h. es sollte eine solche werden, denn am Ende kamen nur kurze, stopplige „Treppen“ heraus. Dann ließen wir den

Geschändeten unter Wehgeschrei und Racheschwüren laufen. Seine Mutter schickte ihn noch am selben Nachmittag zum Friseur, der ihm einen superkurzen „Meckischnitt“ verpaßte, und in den nächsten zwei Wochen sah man ihn nur noch mit einer schwarzen Schlägermütze herumlaufen, die er auch in der Schule nicht abnahm, so schämte er sich.

Überhaupt war die Schule nicht immer ein Ort des Waffenstillstands. Einer unserer Mitschüler, dessen ältere Brüder uns öfter verfolgten, mußte regelmäßig dafür büßen: In der großen Pause wurde er an einem passenden Bäumchen „festgehext“ und nicht eher aus dieser schmerzhaften Stellung befreit, als bis er vor unseren Augen einen lebenden Maikäfer gegessen hatte – es gab jedesmal einen hörbaren Knacks, wenn das Insekt unter seinen Zähnen zerplatzte. Das wiederholte sich täglich, über ganze Wochen hin, solange noch Maikäfer zur Verfügung standen.

Wer ab Ostern in der Gäsert eine lange Hose getragen hätte, wäre ausgelacht und als Muttersöhnchen verspottet worden; bis in den Oktober war die kurze Lederhose bei uns allen selbstverständlich; auch bei unseren Feinden.

Einen Häuptling oder Hauptmann hatten die Gäserter nicht. Galt es irgendwelche Entscheidungen zu treffen, so setzten sich die älteren einfach zu einem „Kriegsrat“ zusammen, und dieser verkündete dann, was gemacht werden sollte. Die Alsdorfer und die „vom Äuchen“ hatten dagegen einen Häuptling: den jüngsten von drei Brüdern, der es faustdick hinter den Ohren hatte und beide Banden gleichzeitig befehligte.

Bei vielen Einzelheiten unserer Anschleich-, Kampf und Marterspiele fußten wir auf den Wildwestheftchen von „Conny Coebel“, einem angeblich deutschstämmigen Westmann, die wir untereinander ausliehen und begeistert verschlangen – Karl May kannten wir kaum.

In der „Gäsert“ gab es damals noch ein letztes klassisches „Plumpsklo“, im Garten des Besitzers hinter dem Haus gelegen, mit dem typischen herzförmigen Loch in der Tür. Was man als rechter Lausbub damit anstellen kann, verriet mir ein Bäckermeister, für den ich damals frühmorgens mit dem Fahrrad die Brötchen ausfuhr: „Werft dem doch mal einen Klumpen Hefe da rein“, meinte er lachend; „sollt mal sehn, wie schön das dann aufkocht!“

Gesagt, getan. Eines Morgens stahl ich mich in die Backstube, stibitzte einen gut faustgroßen Klumpen Hefe, und im Schutz der Dämmerung, es war Sommer, schlichen wir uns in den Garten, warfen den Hefeklumpen, plumps, durch das Loch im Sitzbrett und machten uns wieder davon.

Früh am Morgen sah man die Bescherung: die Jauche war über Nacht wirklich „aufgegangen wie ein Hefekuchen“ und quoll als breiter stinkender Bach unter der Türe des Häuschens hervor! Die ganze Nachbarschaft bestaunte mit zugehaltenen Nasen das Wunder, und auch die Schuljugend drängte sich lachend am Zaun. Als der Scherz sich in den nächsten Jahren mehrfach wiederholte, wurde das Häuschen am Ende abgerissen, die Grube eingeebnet, und die Gäsert war um ein blitzneues Wasserklosett reicher geworden.

Alle Jungen beiderseits der Heller, ob Freund oder Feind, waren im Sommer mit „Fletschen“ bewaffnet, die sie sich aus Haselnußzwillen und Autoschlauchgummi gebastelt hatten und mit denen auf alles geschossen wurde, was als jagdbar (Vögel) oder feindlich galt. Außerdem hatte fast jeder einen selbstgemachten Bogen und die dazugehörigen Pfeile aus Faulbaumholz, in deren viergeteilte Spitze man einen Nagel einließ, so dass es gelegentlich blutende Wunden an Armen und Beinen gab, wenn man von solchen Pfeilen getroffen wurde. Dennoch kam keiner von uns durch diese Geschosse zu ernsthaft-

tem Schaden – dafür sorgten schon die bewährten Schilde aus Mülltonnendeckeln, die natürlich auch unsere Gegner benutzten. Besonders begehrt waren übrigens ausrangierte Regenschirme, denn aus ihren Speichen ließen sich stärkere und dauerhaftere Bogen bauen als aus Holz.

Sehr beliebt war auch die Fischjagd in der Heller: Aus der Gabel mit den schärfsten Zinken, die im Haus vorhanden war und die man der Mutter stibitzte, wurde ein Fischspeer gefertigt, mit dem man die fingerlangen „Sandklutschen“ (vermutlich Kaulköpfe) aufspießte, die sich unter flachen Steinen fanden, wenn man diese vorsichtig umdrehte.

Die so erbeuteten Fischchen wurden dann unter der Bahnbrücke, wo wir unseren Versammlungsplatz hatten, über einem Feuerchen gebraten und verspeist. Zeitweilig hatten wir auch einen „Backes“ dort stehen, einen aus Lehm und Steinen gemauerten Ofen, in dem wir Kartoffeln in der Schale rösteten und manchmal auch größere Fische brieten, Weißfische oder Forellen, die wir aus dem Bach erbeuteten, der zwischen Alsdorf und dem „Äuchen“ in die Heller floß.

Die Forellen griffen wir entweder mit den Händen unter dem überhängenden Ufer heraus, oder wir scheuchten sie in einer Art Treibjagd bachabwärts gegen einen Damm, den wir provisorisch aus einem Brett gebildet hatten – dort wurden sie dann mit einem Käscher herausgefischt. Der Angler, der den Bach gepachtet hatte, muß sich oft gewundert haben, wo seine ausgesetzten Fische blieben.

Einmal glaubten wir eine besonders dicke Forelle unter einem Überhang verschwinden zu sehen, und einer von uns griff gespannt hinterher. Plötzlich aber schrie er auf, riß den Arm aus dem Wasser, und an seinem Daumen hing, wir waren starr, eine riesige Wasserratte, nein, eine Bisamratte, die sich in seinen Daumen verbissen hatte!

Er mochte herumtanzen, schreien und den Arm schlenkern, so wild er wollte, das Biest ließ nicht locker! Wir mußten der Ratte schließlich mit Steinen den Kopf einschlagen und ihr danach noch mit unseren Taschenmessern die Kiefer aufbrechen, so todesmutig hatte sie sich verbissen. Natürlich mußte der Gebissene sofort zum Arzt, was aber wenig half – sein oberstes Daumenglied ist steif geblieben bis heute.

Wenn im Herbst die Hagebutten reif wurden, war es üblich, das berühmte „Juckpulver“ aus ihnen zu gewinnen, nämlich den weißlichen Haarpelz, in den ihre Kernchen gebettet waren. Wir fingen dann die gegnerischen Mädchen ab, wenn sie in der Schule vom Pausenhof aus auf die Toiletten gingen, hielten sie für einige Sekunden dort fest und stopften ihnen das „Juckpulver“, das wir in den Hosentaschen mitgebracht hatten, in den Nacken. Ihr Gezappel und Gequieke war uns dabei Lohn genug – ob das Zeug sie wirklich juckte, war nicht so wichtig.

Ausgiebige Raubzüge galten in jedem Sommer einer großen Obstplantage jenseits des Bahndamms, die zwar ringsum eingegittert, aber von der Heller her zugänglich war. Von dort, vom Wasser aus, drangen wir also ein, meist in Badehose und oft auf Befehl der Älteren hin, die derweilen in der Heller badeten und abwarteten, bis wir mit unserer Beute erschienen. Die gepflückten Früchte stopften wir teils in unsere Mäuler, teils vor der Brust in die Hemden, um sie transportieren zu können. Manchmal zogen wir auch die Hemden aus, banden sie unten zusammen, hängten sie uns mit einem ihrer Träger über die Schulter und gewannen so einen handlichen Beutel, der sich langsam füllte. Zum Haus des Besitzers hin, wo auch ein Fuhrknecht wohnte, der die Plantage zu bewachen hatte, stellten wir einen Posten auf, der uns rechtzeitig warnen sollte.

Aber das klappte nicht immer. Zwei Halbstarke von etwa 17 Jahren, denen es Spaß machte, uns Kleinere zu

ärgern, nutzten den Moment, wo wir zu sechs oder sieben Mann in dem größten Kirschbaum der Plantage hockten, und spielten uns dann einen unfeinen Streich: Sie holten eine alte Bratpfanne aus einem bestimmten Versteck, schissen beide hinein, eilten dann zum Fuß des Baums, auf dem wir saßen, und ohne daß wir etwas davon merkten, denn wir waren zu eifrig mit Pflücken und Essen beschäftigt, beschmierten sie den mannsdicken Stamm, so hoch sie nur reichen konnten, ringsherum mit ihren Ausscheidungen, wobei sie ein paar abgebrochene Laubzweige als Pinsel benutzten.

Dann fielen sie über unseren Wachtposten her, vertrieben ihn, bis er außer Rufweite war, und alarmierten mit lautem Zuruf den Fuhrknecht, der sofort an seinem Gehstock angehumpelt kam, denn er war kriegsversehrt. Was ihn aber nicht hinderte, eine Leiter an den Baum zu legen, hinaufzuklettern und uns so nahezurücken, daß er mit der Eisenspitze seines Stockes nach uns stechen konnte. Einmal stach er einem von uns so tief in den Oberschenkel, daß der Verletzte zum Arzt mußte.

Jetzt gab es kein Halten mehr: Da die untersten Äste der Plantagenbäume mindestens vier Meter über dem Boden hingen, konnten wir nicht von ihnen hinunterspringen, sondern mußten an dem grimmigen Wärter vorbei aus den Ästen klettern und den Stamm hinunterrutschen, der mit seiner übelriechenden Gleitschmiere auf uns wartete. Mancher von uns bekam einen Hieb ab, und wie wir am Ende rochen und aussahen, das mag man sich vorstellen.

Dennoch hielt uns das nicht ab, bei nächster Gelegenheit wiederum in die Plantage zu steigen, und ihr Besitzer hat, von den Kirschen im Juli bis zu den Walnüssen im November, nicht allzuviel Obst von seiner Plantage geerntet. Daß wir zu Hause nichts von solcherlei Abenteuern erzählten, versteht sich von selbst – wir hätten allenfalls den „Hintern voll“ gekriegt.

Immer, wenn die Heller in den Sommerferien genügend Wasser führte, hatten wir Floßfahrtsaison. Aus mitteldicken Fichten, die wir im „Gäsertwäldchen“ bedenkenlos fällten, und geklauten Benzinkanistern, deretwegen manchmal sogar die Polizei in der Gäsert erschien, bauten wir uns ein großmächtiges Floß, das bis zu zehn von uns „Schissern“ tragen konnte, und ließen uns mit ihm die Heller hinuntertreiben, zwei bis drei Kilometer weit, durch ganz Betzdorf hindurch bis zu den Wiesen am Ortsausgang. Zugleich zogen einige von uns mit einem Bollerwagen die gleiche Strecke auf der Straße am Ufer entlang, und gemeinsam schafften wir unser Floß wieder heim in die Gäsert. Erst die Hochwasserfluten des Winters entführten es endgültig rheinwärts.

Nicht gerade tierlieb war der Scherz, der uns einfiel, wenn wir eine besonders dicke Kröte fanden. Mit einem Strohalm bliesen wir sie von hinten her auf – aber nicht so weit, daß sie platzte – und fesselten sie kunstvoll auf dem Bahndamm an eine der Schienen: mit den Beinen rechts und links um die Schiene herum, wie einen Reiter auf ein Pferd. Der Knall, mit dem sie dann zerplatzte, wenn der Zug sie überfuhr, ist mir noch heute im Ohr. Bitte nicht nachmachen!

Ein richtiger „Gäserter“ mußte rauchen können, sonst war er kein Mann!

Im Winter rauchten wir meistens die Tonpfeifen der „Weckmänner“, die es zum Martinstag gab und die wir mit gemopstem Pfefferminztee stopften, egal, ob er schmeckte oder nicht. Im Sommer drehten wir uns eher „Zigarren“ aus Eichenblättern, die aber inwendig ebenfalls Pfefferminztee aus der mütterlichen Küche enthielten. Geraucht wurde stets in Gemeinschaft, sozusagen um die Wette – sei es in der eigenen Banden-Bude, sei es auf einer bestimmten Eiche am Bahndamm, die wir mit ein paar Sitzbrettern wohnlich gemacht hatten. Schlecht geworden ist uns ziemlich oft – doch das galt es eben

auszuhalten. Leider sind wir später fast alle Raucher geworden.

Die leckersten Knappkirschen weit und breit waren damals nicht in der besagten Obstplantage zu holen, sondern jenseits der Heller, hinter dem kleinen Betzdorfer Freibad, das rückwärtig an einen Garten grenzte, der dem Hausmeister der Volksschule „am Äuchen“ gehörte. In diesem Garten, dicht am Schulhaus, stand der heißbegehrte alte Kirschbaum.

Zum Schwimmbad hatte man von der Heller aus durch ein Gartentörchen Zutritt, dessen Schlüssel uns der Bademeister, der ein alter „Gäserter“ war, bei Bedarf überließ. So drangen wir also vom Schwimmbad her in den Garten ein, wieselten in den Baum hinauf und begannen zu schmausen. Was half es, daß der Hausmeister, ein alter und kränklicher Mann, vom Fenster aus mit dem Schrubberstiel nach uns stach und uns lauthals verfluchte? Wir hielten uns in sicherer Entfernung und aßen uns voll.

Nun hatte der Hausmeister allerdings eine Frau, eine unmäßig dicke Fettwalze, die abends, wenn das Schwimmbad leer war, dort für sich allein zu baden pflegte; tagsüber, unter all den Leuten, hätte sie sich mit ihrer überquellenden Figur nicht ins Wasser getraut. Abends aber, ohne Augenzeugen, ging sie regelmäßig schwimmen, und zwar, da sie in kein Badekostüm paßte, im Korsett – sie war wohl über 50 alt.

Um diese lästige Dickmadam auszuschalten, boten die ältesten und frechsten von uns, die 13- bis 14- Jährigen, ihren ganzen Mut und ihre bewährten Wildwestkünste auf: sie fielen über die Badende her, fesselten ihr die Hände auf den Rücken und schleppten sie in ihrem Korsett, so sehr sie auch kreischte und zeterte, in den aufgebockten Güterwagen, der die Umkleidekabinen enthielt, und sperrten sie dort ein. Dann ging's mit Seelenruhe in die Kirschen – und danach an die Kaninchenställe des

Hausmeisters, aus denen wir uns jedes Jahr, wenn die rechte Zeit gekommen war, den fettesten Stallhasen herausklauten. Noch am selben Abend wurde er unter der Eisenbahnbrücke geschlachtet, fachkundig abgehäutet, an einen Spieß gesteckt und über dem Feuer gebraten: immer nur einer pro Jahr, wie gesagt; sonst hätten wir es selber wohl als kriminell empfunden. Wer die eingesperrte Dickmadam hernach befreite, war uns egal. Und weshalb uns „die vom Äuchen“ nicht bei solchen Beutezügen in die Quere kamen? Weil sie Schieß hatten, denn wir waren die Stärkeren: Die „Gäsert“ war traditionell das kinderreichste Viertel von Betzdorf.

In besagter Gäsert wohnte damals auch ein Männlein, vor dem wir, weil es so klein war, weder Angst noch Respekt hatten. Es war von Beruf Kanalarbeiter, und wenn es das Pech hatte, in einem der Kanalschächte der Gäsert zu arbeiten, fanden wir uns flugs zusammen, stellten uns leise im Kreis um den Schacht herum auf und pinkelten ihm bei „Dreil“ auf den Kopf und die Schultern. Es kam dann sofort wie ein Teufel ans Licht geschossen, aber ehe es die Leiter hoch war, hatten wir uns längst im Galopp um drei Ecken verkrümelt – wir waren ja flinke und wendige Läufer.

Einen anderen Gäsertbewohner erfreuten wir mit einer sogenannten „Fenstergeige“. Er war ein begeisterter Klavierspieler, und besonders nach Feierabend schlug er oft stundenlang in die Tasten. Um ihm zu dieser Musik eine zweite Stimme zu liefern, schlichen wir uns einmal, als er nicht im Haus war, durch den Garten an sein Fenster und schlugen vorsichtig eine große Nähnadel dicht vor der Scheibe in den Kitt oder das Holz des Fensterrahmens, so daß sie höchstens einen Millimeter vor der Scheibe stand und sie fast berührte. Dann zogen wir einen schwarzen Zwirnsfaden durch das Nadelöhr, spannten ihn durch den Garten bis hinter den Bahndamm, zogen ihn stramm und legten uns auf die Lauer.

Sobald es dunkel war und unser Musikant nach Hause kam und in die Tasten griff, zogen wir die Schnur allmählich strammer, bis sie fast zerriß, ließen dann ruckartig los, und „ping!“ machte die zurückschnellende Nadel gegen die Fensterscheibe; zweimal, dreimal – immer wieder „ping!“ Der Pianist hielt inne, kam ans Fenster, blickte heraus, sah aber nichts und spielte weiter. Wieder ging es „ping“, wieder kam er ans Fenster, und bis er endlich in der Dunkelheit die Nadel und den Faden erkannte, mußte er etliche Male sein Spiel unterbrechen, sehr zum Ergötzen der Nachbarschaft.

Eines Sommers wurden unsere Bandenkämpfe gegen „die vom Äuchen“ gefährlicher als sonst, denn zu ihnen gehörten drei Brüder, deren Vater ein Spiel- und Sportwarengeschäft betrieb. Dort hielt er u.a. auch Luftgewehre feil, und der jüngste seiner Knaben, ein besonders dreister Racker, schaffte es, einige dieser Gewehre aus dem väterlichen Laden zu stibitzen und an die älteren seiner Mitstreiter zu verteilen. Damit schossen sie dann bei den Kämpfen ohne Schonung auf unsere Beine und Oberkörper, und zwar mit Bolzengeschossen, die zentimetertief in der Haut steckenblieben und blutende Wunden erzeugten. Zu Haus erklärten wir diese Verletzungen natürlich damit, wir seien beim Spiel in ein Dornengebüsch geraten, und das wurde dann auch hingenommen – schließlich waren wir Jungens!

Dennoch wurmte uns die Überlegenheit, die unsere Gegner mit solchen Waffen erlangten, und wir schmiedeten Gegenpläne. In dem Waldgelände, wo die Gefechte meist stattfanden, spannten wir zur Vorbereitung heimlich in Fußhöhe dünne Drähte zwischen den Farnbüschen aus, und beim nächsten Scharmützel verlockten wir unsere Gegner durch eine vorgetäuschte Flucht zu einer überstürzten Verfolgung, noch dazu bergab. Prompt gerieten einige von ihnen in die Stolperdrähte, überkugelten und verletzten sich zum Teil, und beim Gegenangriff

schnappten wir einen von ihnen und schlugen die anderen in die Flucht.

Den Gefangenen schleppten wir schleunigst in Sicherheit, tief in den Wald hinein, machten ein Feuerchen und setzten ihn gefesselt davor, wobei wir das Feuer immer näher an seine nackten Fußsohlen heran schoben, um ihn so zu zwingen, uns das Versteck ihrer Luftgewehre zu verraten – eine fachmännische Marter, die wir aus unseren Wildwestheftchen kannten. Nicht lange, so verriet unser Häftling denn auch unter großem Geschrei, das wir aber mit einem zusammengeknüllten Pullover erstickten, wo die Gewehre versteckt seien, und zur selben Stunde schlichen wir uns hin, erbeuteten die Luftbüchsen samt ihrer Munition, und beim nächsten Gefecht waren wir die Sieger! Da wir aber fürchten mußten, die Söhne des Spielwarenhändlers könnten ihrem Vater vorschwindeln, daß wir die Diebe der Luftbüchsen gewesen seien, zerschlugen wir die Flinten, bis auf eine, an den erstbesten Bäumen und ließen sie spurlos in einem Waldteich verschwinden. Die „Kloppe“, die das Söhnlein von seinem Vater bezog, kann man sich denken!

Auch der letzte Streich, an den ich mich erinnere, hatte mit dem Spielwarenhändler zu tun. Er hatte sich damals am Ortseingang von Alsdorf ein Wohnhaus gebaut, größtenteils in Eigenleistung. Als es aber fertig war, fehlte ihm peinlicherweise – das Clo! Das hatte der Architekt, wie es schien, vergessen. So schleppte denn die Hausfrau jeden Morgen und Abend einen Eimer mit der Familiennotdurft vom Haus durch den Garten bis an die Heller, um ihn dort zu entleeren: einen weißen Emailleimer, den die ganze Nachbarschaft bald kannte.

Das ließ uns nicht ruhen. Mit dem letzten der Luftgewehre, die wir erbeutet hatten, legten wir uns auf die Lauer, luden es mit einem spitzen Bolzen, und als die brave Hausfrau mit dem Clo-Eimer am Ufer der Heller erschien, ging es „peng“, und der Eimer hatte ein Löchlein,

aus dem sich alsbald ein übelriechendes Strahlchen ergoß! Der Eimer mußte daraufhin aus dem Verkehr gezogen werden, ein anderer trat an seine Stelle, aber auch den schossen wir aus dem Hinterhalt leck. Erst als der Hausherr ein behelfsmäßiges Clo in seiner Wohnung einbauen ließ, hatte der Spaß ein Ende.

Das waren so unsere Lausbübereien aus den Fünfzigerjahren. Ich habe mich gerne an sie erinnert – sie machten unsere Kindheit lustig und abenteuerlich. Dagegen die Jungen von heute – wie arm sind sie dran!

Ihr hübschen jungen Reiter

*Parodie auf die deutsche Fassung
des französischen Volkslieds „Gentils galants de France“*

„Ihr hübschen jungen Reiter,
wenn ihr zu Felde zieht,
ich bitt euch, nehmet meinem Freund
einen Hosenknopf mit!“

„Wie sollen wir ihn finden,
denn Frankreichs Heer ist groß?
Es fehlt so manchem Reiter
Ein Knopf an der Hos.“

„Ach könnte ich euch sagen,
wo ihm das Knöpflein fehlt!
Die Hose rutscht ihm runter,
wenn er keins dran näht.“

„Ach Schönste dort am Fenster,
den Reiter kennen wir.
Er fiel in der Bretagne
Unter ein Faß Bier.“

Vier arme Franziskaner,
die sangen in der Nacht.
Sie hatten mit ihm zusammen
Das Faß leergemacht.“

(1966)

Habent sua fata libelli

Was man mit einem alten Jungenbuch erleben kann

Auf Christians Familie lastet ein grausamer Fluch: Alle hundert Jahre, stets an einem ganz bestimmten Tage, kommt der jüngste Sohn des uralten Adelsgeschlechts unter mysteriösen Umständen zu Tode – schon seit 500 Jahren gilt dieses Gesetz.

Im Jahre 1936 ist es Christian, ein 13-jähriger Pfadfinder, der von dem gleichen Schicksal bedroht wird und der gerade am 11. August, dem vorbestimmten Datum, in einem Zeltlager im Elsaß weilt.

Schon auf der Hinfahrt hat er im D-Zug einen fremden Jungen, einen Pfadfinder kennengelernt, der ihn seltsam beeindruckt; und nachdem er gar bemerkt hat, daß der Fremde einen Armreif trägt, auf dem das Datum des verhängnisvollen Tages eingraviert ist, wird ihm beklommen zumute.

Dennoch werden sie im Lauf des Lagers Freunde, und Eric, so heißt der andere, verrät ihm am Ende das Rätsel des Armreifs: es ist ein Familienerbstück, mit dem ein geheimes Vermächtnis, ein Auftrag verbunden ist. Sein Vater übergab es ihm auf seinem Sterbebett und nahm ihm das Versprechen ab, die damit verbundene Pflicht zu erfüllen, sobald sie ihm klarwerden würde. Mehr wußte er offenbar selbst nicht, und Eric versprach es.

Dann nimmt das tragische Verhängnis seinen Lauf: Bei seinem Versuch, auf eigene Faust ein unterirdisches Gewölbesystem unter dem Schloß zu erforschen, in dessen Nähe sie zelten, stürzt Christian in ein Verlies, aus dem es kein Entrinnen gibt, und nur Eric weiß von seinem Verbleib und zieht aus, ihn zu retten. Dabei stößt er in den unterirdischen Gemächern auf eine verblichene Handschrift, die ihm das Rätsel des Armreifs endgültig erklärt: Seit 500 Jahren sind die Familien der beiden Jungen miteinander verfeindet, und alle hundert Jahre

hat einer aus Erics Sippe den jüngsten Sproß aus Christians Geschlecht zu ermorden – als Racheakt für ein im Mittelalter begangenes Blutbad.

Eric begreift, daß es ihm zugefallen ist, seinen einzigen Freund dem Hungertod zu überlassen, und gehorcht dem Befehl seiner Ahnen: Ohne Christian zu retten, kehrt er an das Tageslicht zurück, verschweigt seinen nächtlichen Ausflug und läßt die übrigen verzweifelt die ganze Umgebung durchsuchen.

Nach drei Tagen nagender Gewissensqualen beschließt er endlich, seinem Freunde in den Tod zu folgen: Bei einem Ausritt mit dem Feldmeister, der schon einiges ahnt, will er sich im Galopp aus dem Sattel werfen, wird aber in letzter Sekunde durch eine innere (himmlische?) Stimme bewogen, dem Feldmeister alles zu beichten. Ein Suchtrupp zieht los und findet den Verschollenen bewußtlos, aber noch lebend auf. Im gleichen Krankenzimmer finden sie sich beide wieder. Den Armreif hat Eric schon vorher in Stücke zerstampft; sie bleiben nun Freunde fürs Leben.

Das ist, in trockener Raffung, der Inhalt des Romans „Le Bracelet de Vermeil“, der um 1935 als das Erstlingswerk eines etwa 25-jährigen Autors in Frankreich entstand. Sein Familienname lautete de Verdilhac; seinen Vornamen kenne ich nicht.

1936 erschien das Buch unter dem Pseudonym „Serge Dalens“ als Nr. 1 der „Signes de Piste“, einer Serie von Pfadfinderromanen, im Alsatia Verlag, Paris und Colmar. Es wurde rasch zum Bestseller der Serie, zur Lieblingslektüre Tausender junger Franzosen zwischen 11 und 15 Jahren, kletterte von Auflage zu Auflage, ist auch heute noch, zum Klassiker geworden, auf dem Markt und dient noch immer als Zugpferd für die mehr als 200 übrigen „Signes de Piste“, die noch folgten, ohne daß eines von ihnen die Popularität des „Bracelet“ je übertroffen hätte.

1938 erschien es als „Spurbuch“ in deutscher Überset-

zung, wurde aber sicher nur in Österreich und der Schweiz vertrieben – im Nazideutschland wäre es wohl gleich verboten worden. Als Übersetzer zeichnete Roger Guiskard, der später noch weitere Spurbücher übertrug. Und als nach dem Krieg die deutsche Jugendbewegung ein drittesmal aufblühte, blühte „Der goldene Armreif“ mit: etwa 15.000 – 20.000 Exemplare zwischen 1948 und 1960 sind für ein jugendbewegtes Buch aus dem Ausland eine beachtliche Ziffer...

Seitdem sind die Spurbücher – es scheint etwa 85 in deutscher Übersetzung gegeben zu haben – spurlos wieder vom Markt verschwunden. Nur in alten Büchereien trifft man sie in zerlesenen Exemplaren noch an – einige werden noch heute gelesen. Allen voran „Der goldene Armreif“.

Das erste „Signe de Piste“ las ich 1957 in Nizza, als „Assistant Allemand“ an einem Lycée de Garçons: ein 16-jähriger Pfadfinder lieh es mir. Und natürlich war es „Le Bracelet de Vermeil“.

Es wirkte auf mich wie ein Donnerschlag, oder besser: wie eine Droge, schier betäubend durch seine schwelgerische Romantik, seine lyrisch stimmungshafte Sprache, seine Musikalität, seine einprägsamen Hauptgestalten, seine Farbigkeit. Da war alles, was ein 14-jähriger sich nur erträumen kann: Freundschaft und Geheimnis, Gefahr und Bewährung, Naturleben und Gruselgewölbe, Spannung und Dramatik, Humor und Streiche – und das alles in einer Atmosphäre sommerlicher Freiheit, Naturverbundenheit und Kameradschaft. Ich kenne bis heute kein Buch, das sämtliche Sehnsüchte des Knabenalters mit solch traumwandlerischer Sicherheit beschwört, Gestalt gewinnen läßt, befriedigt.

Kein Wunder, daß Tausende französischer Jungen durch diesen Roman verlockt wurden, sich den Pfadfindern anzuschließen – wo sie dann freilich durch die Wirklichkeit des Scout-Alltags böse enttäuscht wurden. Der

Leuchtkraft des Buches freilich tat das keinen Abbruch: Heute sind sie zu Vätern herangewachsen, die ihren Söhnen unbeirrt wieder das „Bracelet de Vermeil“ schenken – vielleicht das einzige Buch ihrer Jugend, das sie wirklich geliebt haben und an das sie sich noch erinnern.

Ich las dann in Nizza noch weitere „Signes de Piste“, gab es aber bald wieder auf: Keines von ihnen erreichte die sympathische Herzenswärme, die Originalität, die Gestaltungskraft und die Dramatik dieses kleinen Geniestreichs. Im Gegenteil, immer deutlicher traten in den Folgebänden die Schwächen hervor, die auch dem „Bracelet“ im Keime schon anhaften: die haarsträubende Unwahrscheinlichkeit der Handlung, die schwärmerische Sentimentalität, der moralische Zeigefinger, die massive katholische Pfadfinderpropaganda und die pathetisch übertreibende Sprache. Die meisten dieser Bücher sind für den Erwachsenen von heute nur noch schwer genießbar: Er durchschaut sie als gekonnte, vielfach raffiniert gemachte Tendenz- und Modeliteratur, suggestiv auf junge Leser wirkend, gestaltgewordene Wunschträume des beginnenden Pubertätsalters, aber ohne Realitätsgehalt und ohne die rücksichtslose Ehrlichkeit und Naivität echter Kunst.

Ein französischer Truppführer, dessen Lager ich teilte, verfluchte die „Signes de Piste“ als ein Gift, das man Pfadfindern besser nicht eintrichern sollte: Die Jungen kämen sonst mit solch verstiegenen Erwartungen von Abenteuer und Romantik zu ihm in die Sippen, daß man sie erst einmal ausnüchtern und auf den Boden der Wirklichkeit herabholen müsse. Die „Signes de Piste“ seien etwas für Phantasten, Stubenhocker oder Internatschüler der Collèges Catholiques, nicht für praktizierende Pfadfinder.

Dann vergingen etwa 14 Jahre, bis ich (1971) wieder auf den Namen Serge Dalens stieß. Ich hatte ein Briefchen an Alsatia geschrieben – in einer ganz anderen Sa-

che -, und die Antwort war mit dem berühmten Pseudonym gezeichnet. Sieh an, er lebte also noch – er mußte etwa 62 sein -, und er war als Lektor bei Alsatia beschäftigt! Das „Bracelet“ begann erneut in mir herumzugeschweben...

Ich besorgte mir die alte deutsche Fassung, las sie durch und stellte fest, daß sie in dieser alten Form kaum noch erträglich war. Sie mußte gestrafft werden, ausgenüchert, ein bißchen entpfadfindert und kräftig entkatholisiert. Aber dann, nach einer gründlichen Bearbeitung, würde sie die gleiche Faszination ausstrahlen wie früher. Ich schrieb den Autor an.

Er antwortete herzlich, fast gerührt. Auch ihm seien die Schwächen des Buches durchaus kein Geheimnis, und er habe öfter schon daran gedacht, es zu bearbeiten, aber schließlich habe er doch Hemmungen gehabt. Umso froher sei er, daß sich nun ein anderer um diesen alten Schinken kümmern wolle – „cette vieillerie“. Er gab mir Blankovollmacht, zu ändern, was mir beliebe, und wünschte alles Gute.

Zweiter Schritt: ich schickte das Buch an Horst Fritsch, den Inhaber des Südmark Verlags in Heidenheim. Seine Antwort: Diese Geschichte könne man bringen, als „Piratenbuch“ – so hieß die Taschenbuchreihe seines Verlags. Nur müsse der Text zuvor in der Weise bearbeitet werden, wie sie mir vorschwebte. Er freue sich auf das Ergebnis.

Darauf Frage an Paris, ob man mit einer honorarfreien Neuausgabe als Taschenbuch in einem jugendbewegten Kleinverlag einverstanden sei. Bei größeren Verlagen verspräche ich mir wenig Interesse an einem verschollenen Pfadfinderbuch, vor allem angesichts des aktuellen sozialkritischen Trends der Jugendbücher in Deutschland. Und dann weiter: ob Roger Guiskard, der alte Übersetzer, noch lebe und noch irgendwelche Rechte habe.

Antwort: Er, der Autor, habe nichts gegen einen Gra-

tis-Neudruck. Nur würden die Rechte des Buches inzwischen durch die Agentur Hachette vertreten, und ob diese zustimme, wisse er nicht. Ich möge sie anschreiben. Von dem alten Übersetzer kein Wort.

Inzwischen war ich längst mit Hingabe an der Arbeit. Ein Projekt, das man einmal im Griff hat, verträgt keinen Aufschub. Dazwischen schrieb ich an die Agentur Hachette; fragte, ob man eine kostenlose einmalige Auflage von 2000 Exemplaren im Südmarkverlag genehmigen könne. Die Antwort blieb aus.

Ich schrieb ein zweites, ein drittes Mal. Schweigen im Walde. War die Frage eine solche Zumutung gewesen, daß man nicht einmal die Höflichkeit besaß, mit drei oder vier Zeilen zu antworten?

Dann war das neue Manuskript beendet: 109 Seiten. Ich gab es probeweise einem 13-Jährigen zu lesen. Schon am nächsten Tage brachte er es wieder: ein so spannendes Buch habe er noch nie gelesen. Ob ich nicht noch mehr Geschichten dieser Sorte hätte? Nein, ich hatte nicht.

Ich gab es dem einzigen hiesigen Buchhändler zu lesen, einem jungen Mann von etwa dreißig; fragte, ob er solch ein Buch auch heute noch verkaufen könne, und welche größeren Verlage dafür in Frage kämen. Antwort: Ja, ein solches Buch sei auch heute noch jederzeit marktfähig, und einige Verlagsnamen nannte er auch.

Dann kam endlich, auf den vierten Brief hin, Nachricht von Hachette: man könne einen kostenlosen Nachdruck nicht gestatten, ehe nicht die Rechtslage bei Alsatia abgeklärt sei. Man bitte um etwas Geduld.

Nanu – wer hatte denn nun eigentlich die Rechte, Alsatia oder Hachette? Und wie war es mit dem alten Übersetzer? Ich fragte den Autor ein zweitesmal.

Diesmal kam Antwort: Ja, der alte Übersetzer lebe noch. Er heiße Hofrat Prof. Dr. Roger Kerber („Guiskard“ war ein Pseudonym gewesen), wohne in Wien und sei ein

alter Freund von ihm. Er habe schon zwei Herzinfarkte hinter sich, und wenn ich ihm schriebe, solle ich ihn herzlich von ihm grüßen.

Ich schrieb also hin: hoffte, daß er mir nicht böse sei, wenn ich ohne sein Wissen die alte Fassung bearbeitet hätte; aber da der Autor mir, auf meine erste Frage, nichts über ihn mitgeteilt habe, hätte ich angenommen, er sei inzwischen verstorben oder habe keinerlei Rechte mehr.

Die Antwort klang frostig, ja beleidigt: Niemand habe mich befugt, seine alte Übersetzung anzutasten, und er könne nicht verstehen, daß der Autor es mir über seinen Kopf hinweg gestattet habe. Als Schriftsteller und Philologe sei er grundsätzlich dagegen, die Originalität eines Werkes irgendwelchen Modetrends zuliebe umzukrempelein, und selbst wenn er tot wäre, seien immerhin noch seine Erben da!

Ohne große Hoffnung schrieb ich nochmals hin. Erklärte mich unschuldig an dem Versäumnis des Autors, mir rechtzeitig seine (des Hofrats) Adresse anzugeben, und stellte ihm vor, daß viele klassische Jugendbücher – und der „Armreif“ sei für mich ein Klassiker – nur in gekürzter und bearbeiteter Form noch heute lebendig seien, allen voran der Robinson, aber auch Gulliver, Don Quichote und Moby Dick...

Als Antwort kamen fünf Zeilen auf einer Postkarte: er bleibe bei seinem Standpunkt, und wenn ich behauptete, das Buch habe in der originalen Fassung heute keine Marktchancen mehr, dann eben: habeat! (Soll es doch!)

Fast mit gleicher Post kam aus Paris die zweite Hiobsbotschaft: Hachette schrieb kurz, nach einigem Hin und Her habe Alsatia beschlossen, das Buch für eine deutsche Neuausgabe nicht freizugeben. Irgendwelche Gründe wurden nicht genannt. Da saß ich nun.

Was war zu tun? Die einzig verbleibende Chance war eine Neuübersetzung, die den alten Übersetzer überspiel-

te. Ich schrieb an Alsatia, fragte, ob man mir denn eine Neuübersetzung gestatten könne? Keine Antwort.

Inzwischen hatte ich versuchsweise schon ein paar größere deutsche Verlage für das Projekt zu erwärmen versucht – in der Hoffnung, wenn die Franzosen Geld sähen, würden sie zustimmen. Etwa zehn Verlage schrieb ich an – alle lehnten ab. Fast immer waren es Damen, die da unterzeichneten, denn die deutschen Kinderbuchlektorate sind heute fast sämtlich in weiblicher Hand, und was verstehen Frauen schon von Jungen und ihren Lesege-lüsten? Das Buch sei zu altmodisch, hieß es, zu mystisch und zu grausam, auch zu sehr dem Pfadfindermilieu verhaftet und überhaupt zu lebensfern. So etwas komme bei heutiger Jugend nicht an.

Unterdessen las ein Schweizer Gruppenführer in einem Zeltlager seiner Belegschaft den Durchschlag vor, den ich ihm zur Verfügung gestellt hatte – mit Riesenerfolg. Aber am Grünen Tisch der Verlage weiß man das bekanntlich alles besser. Die unsäglichen Machwerke der Enid Blyton druckt man millionenweise, nur der „Goldene Armreif“ ist zu lebensfremd!

Am Ende fragte ich ein letztesmal beim Autor an, ob denn keine Neuübersetzung in Frage komme. Auch er schwieg sich aus – trotz mehrfachen Nachhakens. Soviel Undank nach all meiner Arbeit und meinen Unkosten fand ich charakterlos. Als sich 1973 eine billige Gelegenheit ergab, fuhr ich nach Paris.

Den Autor traf ich nicht an, nur der Herr Direktor war vorhanden. Ein erstaunlich junges, schwarzhaariges Männchen, das mich nervös zwischen Tür und Angel empfing: Was ich denn wolle? Man habe mir doch längst geschrieben, eine deutsche Neuausgabe komme nicht in Frage.

Als ich endlich wissen wollte, warum – eine Frage, die ich schon mehrfach in Briefen gestellt hatte – erfuhr ich, daß mich das nichts angehe! Man sei mir keinerlei Be-

gründungen schuldig, und damit basta. Nur eine Veröffentlichung als Fortsetzungsserie in einer Jugendzeitschrift sei möglich. Auch eine Neuübersetzung wolle man nicht. Weshalb, das verschwieg man mir gleichfalls.

Ich bedankte mich einigermaßen sarkastisch für soviel Freundlichkeit und Urbanität – wir hatten im Stehen gesprochen – und fuhr nach Hause. Was half es, daß ich dem Autor noch einen bitteren Brief schrieb? Nichts.

Seitdem liegt eines der unvergeßlichsten und liebenswertesten Jungenbücher, die die Jugendbewegung in Europa hervorgebracht hat, bei mir in der Schublade und wartet darauf, von Zeit zu Zeit an Kinder aus der Nachbarschaft verliehen zu werden.

Nur die Ministrantenzeitschrift „Leuchtfeuer“, die monatlich erscheint, hat inzwischen meine Neufassung gratis als Vorlage für eine Fortsetzungsgeschichte benutzt, die seit Januar 75 erscheint. Wobei der Redakteur allerdings weitere Kürzungen vornahm und vor allem den Pfadfinderrahmen zur Gänze entfallen ließ: bei ihm sind es jetzt Jungscharknäblein, 11-12-Jährige, die in die Vogesen fahren, und auf den Illustrationen haben sie modische Langmähen. An Alsatia zahlte das „Leuchtfeuer“ 800 Mark für den Abdruck.

Neueste Kunde aus Frankreich, 1975: Alsatia sei in Finanzschwierigkeiten! Ein Rundschreiben an alle alten und jungen Freunde der „Signes de Piste“ habe um Geldspenden gebeten, um das Unternehmen über Wasser zu halten: Es sei doch zu schade, wenn ein Verlag, der die französische Jugend seit fast 40 Jahren mit soviel begeisternden und bereichernden Büchern beschenkt habe, sang- und klanglos untergehen solle...

Aber ob das wirklich schade wäre? Spätestens seit meinem Besuch in Paris bin ich anderer Ansicht.

Nur um den „Armreif“ wäre es sicherlich schade. Aber daß der nicht in deutsche Jungenhände kommt, dafür sorgen schon die Leute von Alsatia selber, die deutschen

Jugendbuchlektorate und der Herr Hofrat in Wien.

(1975)

Auf diesen Artikel folgte ein Leserecho von Prof. Walter Sauer (Reutlingen), der akribisch aufzeigte, welche Rolle der „Goldene Armreif“ in der Kindheit des späteren Knabenmörders Jürgen Bartsch gespielt hat, so dass sich beim ersten Lesen der Eindruck ergeben konnte, Bartsch sei, zumindest teilweise, durch dieses Buch in seiner Triebrichtung bestärkt worden. Das verlangte nach der folgenden Erwiderung.

Noch einmal „Goldener Armreif“

Ein Echo auf die Überlegungen von Walter Sauer

„Das Selbstporträt des Jürgen Bartsch“ ist auch mir seit langem bekannt, und auch die Stelle, die er darin dem „Goldenen Armreif“ widmet, ist mir nichts Neues. Da sie allerdings mit meinem Thema, den Bemühungen um eine deutsche Neuausgabe des Buches, nichts zu tun hatte, ließ ich sie unerwähnt.

Zudem besteht für mich keinerlei Zusammenhang zwischen dem Roman und der Veranlagung oder gar den Taten des Jürgen Bartsch, und auch er selber sieht keine Verbindung zwischen den beiden. Im Gegenteil: er berichtet sogar, das Buch habe ihm zum Ansporn gereicht, seine – damals noch recht harmlosen – sexuellen Phantasien eine Zeitlang zurückzudrängen und durch das Ideal einer edlen und reinen Freundschaft zu ersetzen. Dabei wäre es ihm ein leichtes gewesen, das Buch im Nachhinein zur Entschuldigung für seine Verbrechen heranzuziehen – er tat es mit keiner Silbe.

Auch ohne die Lektüre des „Armreifs“ wäre Jürgen Bartsch zu einem Triebtäter geworden, und umgekehrt haben die vielen Tausend anderen Jungen, die vor oder mit ihm begeistert den „Armreif“ verschlangen, sich offenbar nicht zu abartigen Mördern entwickelt – sonst müßte doch vor allem Frankreich, wo das Buch seit 40 Jahren und in ungefähr 180.000 Exemplaren verbreitet ist, von Lustmördern geradezu wimmeln.

Auch das Interesse an Höhlen und unterirdischen Stollen brauchte in Bartsch nicht erst durch den „Armreif“ geweckt zu werden – es steckt in jedem normalen Jungen der Vorpubertät (nach Freud gewiß ein Zeichen unbewußter sexueller Neugier, aber warum nicht?), und die Gewölbe des „Armreifs“ können wirklich nichts dafür, daß es nahe bei der Metzgerei der Bartschs per Zufall einen alten Luftschutzstollen gab, in den er seine Opfer

schleppen konnte; hätte es den Stollen nicht gegeben, so wären seine Morde eben anderswo geschehen; der Täter hatte ja ein Auto und konnte sich überall in der Umgebung einen einsamen Ort dafür suchen.

Auch das Fesseln ist ein uraltes Jungenspiel, das Bartsch nicht erst aus der einen, sehr harmlosen Szene des „Armreifs“ zu entlehnen brauchte – bei Karl May wird viel ausführlicher und lustvoller gefesselt. Selbst die Erwähnung der Folterkammer beschränkt sich auf etwa vier Zeilen und ist so summarisch abgefaßt, daß sie die Phantasie des Lesers kaum wesentlich anstacheln kann; und auch mit dem Unbekannten, der an drei winzigen Stellen Christians Schicksal von außerhalb zu belauern scheint, kann sich kein Leser auch nur eine Sekunde lang identifizieren. Im übrigen kommen Kerzen, wie Bartsch sie benutzte, im „Armreif“ nicht vor, da sind es nur Fackeln.

Die Tatsache, daß ein späterer Triebtäter dies Buch als Junge, so wie viele tausend andere, gelesen und geliebt hat, sollte also niemandem davon abhalten, es unbefangen zur Kenntnis zu nehmen und sich die Frage zu stellen, ob es dank seiner zeitlosen menschlichen und literarischen Qualitäten nicht verdiente, deutschen Jungen in einer Neufassung wieder zugänglich gemacht zu werden. Bartsch hin, Bartsch her – sind wir etwa derart reich an faszinierenden Jungenbüchern, daß wir um eines unseligen Zufalls willen auf ein solches Werk verzichten könnten? Wer mir aus dem Handgelenk nur fünf bessere deutsche Jungenbücher zu nennen vermag, der tue das bitte! Die Jungen aus meiner Nachbarschaft brennen darauf.

(1976)

Nachtrag: Nach dem Tod des alten Übersetzers wurden die deutschen Rechte des Romans wieder frei und vom

neugegründeten „Deutschen Spurbuch-Verlag“ in Baunach bei Bamberg erworben. Dort erschien das Buch um 1981 in der offenbar nur sprachlich leicht modernisierten alten Fassung. Die meinige, die ich ja als „entkatholisiert“ bezeichnet hatte, war gar nicht erst in Erwägung gezogen worden, denn der neue Spurbuch-Verlag versteht sich als ein ausgesprochen religiöses Unternehmen. Ich habe seine Fassung nie in der Hand gehabt.

(1988)

„Wohlstandsknaben“

Oder: Was den meisten Jungen von heute fehlt

Fast jeder, der heute in Deutschland jung ist, genießt die Segnungen eines Wohlstands, wie es ihn noch nie auf deutschem Boden gab, und hält das für selbstverständlich. Nirgends lernt er, sich zu beherrschen, zu bescheiden, sich abzuhärten, auf die Zähne zu beißen – lauter Dinge, die ihm für sein späteres Leben nützlich wären. Um so bitterer wird später das Erwachen, wenn er merkt, daß es keineswegs ein Leben lang so angenehm weitergeht, zwischen Fernsehen, Frittenbude, Diskothek und einer Schule, die ihn möglichst schont.

Von den 26 Jungen eines 7. Schuljahres, mit denen ich eine kleine Freizeit in den Bergen verbrachte, trugen ganze drei eine kurze Hose, und zwar im Hochsommer, bei 30° im Schatten! Jahrzehntlang war die Lederhose das selbstverständliche Beinkleid jedes Zwölfjährigen – heute ist sie beinahe ausgestorben. Ich selbst bin noch mit 16 Jahren morgens bei – 7 ° mit kurzer Lederhose zur Schule gegangen – was natürlich übertrieben war und wohl auch leichtsinnig. Heute aber tragen die jungen Herren auch bei Sommerhitze nur noch lange Jeans oder, wenn's hoch kommt, kurze Leinenhosen, die alle paar Tage gewaschen werden müssen und zehnmal schneller verschleißeln als die nie kaputtzukriegende Lederhose, die man früher sogar an den jüngeren Bruder vererbte, wenn man selbst aus ihr herausgewachsen war. Aber der Wohlstand erlaubt es ja, und man möchte nicht auffallen.

Frühere Generationen haben im Winter mit kurzen Hosen gerodelt und sich nach Stürzen den Schnee aus den Hosenbeinen gepuhlt. Sie hatten mindestens ebenso viel Spaß dabei wie die heutige, und sie waren wahrscheinlich gesünder, während die heutige Jugend schon bei geringsten Entbehrungen so unzufrieden und mutlos

herumquengelt wie noch keine Generation zuvor.

Ich kannte in den Fünfzigerjahren in Bonn eine Messdienergruppe, bei der eine sehr schwere Mut- oder besser Härteprobe üblich war, die stets nur freiwillig erfolgte: Da wurde der Prüfling mit verbundenen Augen und in Badehose ausgespreizt am Boden festgehalten oder angepflockt und durfte dann von der ganzen übrigen Meute eine volle Minute lang „gepiesackt“ und gemartert werden – natürlich nur mit den bloßen Händen. Hielt er es keine 60 Sekunden lang aus, so brauchte er nur „aua!“ zu rufen, dann wurde die Probe abgebrochen und galt als nicht bestanden.

Heute aber würde eine solche „Grausamkeit“, käme sie überhaupt ans Licht, von „oben her“ sofort verboten. Früher gehörte es eben zur Erziehung, daß man in einem gewissen Maße auch Schmerzen ertragen lernte – namentlich beim Indianerspielen; und wenn man im Laufe der Jugend gelernt hatte, auf die Zähne zu beißen, so war das ein Vorteil fürs Leben. Es ist wohl auch heute noch einer – spätestens beim Kampfsport oder im Krankenhaus wird man es merken; aber in der Jugend wird man nicht mehr darauf vorbereitet.

Ich wohne hier am Stadion und habe seit drei Jahren einen Preis von drei Mark ausgesetzt (ohne Geld tut ja keiner mehr was) für jeden 11- oder 12- Jährigen, der den Schlagball über 50 Meter werfen kann. Bis heute habe ich den Preis noch nicht auszahlen müssen!

Früher, auf der Quarta, mit 13 Jahren, warf unser bester Sportler den Schlagball 72 Meter weit. Nach ihm kamen etwa fünf Mann, die über 60 warfen, danach etwa zehn, die zwischen 50 und 60 schafften, und ich mit meinen 47 Metern war Mittelmaß. Und das war keine Ausnahme, sondern die Regel! In allen anderen Klassen und Schulen waren die Leistungen ähnlich, und noch heute steht der deutsche Schülerrekord im Ballwurf (für 13-14-Jährige) auf 112 Metern, der Rheinlandrekord auf

immerhin 95!

Wieviel Klimmzüge kann ein durchschnittlicher Junge heute machen? Ich wette: keinen einzigen! Seit einiger Zeit betreue ich hier eine Schülergruppe in Leichtathletik – der Rekord sind 9 Klimmzüge, nämlich von mir. Der beste Junge schaffte bisher 5, die meisten keinen einzigen, und sie haben auch gar nicht den Ehrgeiz, überhaupt dafür zu üben. Nur ein Mädchen schaffte erstaunlicherweise 5 Stück – wieso, das verriet mir später ihr sportbegeisterter Vater: er hatte ihr 10 Pfennig für jeden Klimmzug versprochen, den sie und ihr jüngerer Bruder schaffen würden, und für diesen materiellen Anreiz übte sie dann – sonst nicht! Bloßer sportlicher Ehrgeiz wäre ihr fremd gewesen. Heute ist sie nicht mehr auf dem Stadion zu finden.

Mit den 26 Jungen, von denen ich vorher sprach, wollten wir auf einen Berg, der etwa 900 m Steigung verlangte. Natürlich mit der Seilbahn – seit wann steigt man zu Fuß da hinauf, das ist doch anstrengend! Und als sie oben waren, hätte man mal das Gemotze hören sollen, als sie zu Fuß wieder hinunter sollten! Und am Fuße angekommen, ging es natürlich die restlichen 4 km flacher Strecke mit dem Bus nach Hause. Als ich anbot, ein paar Freiwillige könnten mit mir die sehr schöne Waldstrecke zu Fuß gehen, fanden sich – man rate, wie viele? Ein einziger! Alle anderen lachten uns beide aus, fuhren mit dem Bus nach Haus und saßen bereits in einem Eiscafé (wo sonst?), als wir nach einer herrlichen Wanderung, bei der wir ganz nahe ein Reh sahen, im Städtchen ankamen.

In einem kleinen Privatzoo hier in der Nähe gab es ein Kinderfest: Sackhüpfen, Eierlaufen und als Krönung einen Kletterwettbewerb auf einen etwa 4 m hohen Mast, eine armdicke Holzstange, die oben einen Kranz mit angehängten Papierbeuteln trug, deren jeder eine kleine Leckerei enthielt (früher, bei zünftigen Dorffesten, waren es

Würste).

Etwa 12 bis 15 Kinder zwischen 9 und 12 Jahren versuchten hinaufzukommen – man errate, wie viele es schafften! Ganze vier! Die anderen blieben nach ein bis zwei Metern jämmerlich hängen, einige kamen nicht einmal vom Boden hoch!

Wovon träumen heute die meisten 14-Jährigen? Von dem Mofa, das sie bald, mit 15 Jahren, fahren dürfen – und wehe, wenn sie es erst haben ! Dann wird kein Schritt mehr zu Fuß gegangen, dann knattern und stänkern sie die Gegend voll – würdige Nachkommen ihrer Väter, die ja auch keine 500 Meter mehr zu Fuß gehen können, sondern selbst die kleinste Strecke mit ihrer Benzinkutsche fahren und sich dann wundern, wenn sie im besten Mannesalter dickbäuchig und kurzatmig sind und zunehmend unter Kreislaufbeschwerden leiden, verdiente Kandidaten für den Herzinfarkt.

Ein Glück, dass uns wenigstens noch die kleinen Fußballer bleiben! Die haben noch Freude an der Anstrengung, am Rennen und Kämpfen, und keine Angst vor Schlamm auf dem Platz und Güssen von oben! Sie kennen noch Gemeinschaftsgeist und Kameradschaft, sie können noch singen, und vor allem lernen sie von Kindheit auf das faire Verlieren. Sie sind unser Lichtblick! (Ähnliches gälte freilich auch von anderen Kampfsportarten, etwa Handball, Hockey, Judo, Boxen und Ringen. Aber die treibt man fast nur in den Großstädten, und so bleiben sie in der Minderheit.)

Noch nie hat eine junge Generation in Deutschland einen derartigen Wohlstand, einen solchen Lebensstandard genossen wie die Kinder von heute. Verglichen mit früheren Generationen, schwimmen sie geradezu im Überfluß. Alles, was ein Mensch zu einem bequemen, ja luxuriösen Leben braucht und was sich Millionen Kinder in der Dritten Welt sehnlich erträumen, ist für uns der selbstverständlichste Besitz: eine komfortable Wohnung, meistens

sogar mit Zentralheizung, reichlich satt zu essen (oft sogar zuviel, ein Viertel aller deutschen Kinder hat Übergewicht), ein Platz in einer hochmodernen Schule mit Schulbus und Schulgeldfreiheit, ein Auto der Eltern, Farbfernseher, Fahrrad oder Moped, reichlich Taschengeld und Spielzeug sowie Sportgeräte aller Art. Und was haben diese Wohlstandskinder, die so sorglos und verwöhnt daherleben wie noch nie eine Jugend in Deutschland, dennoch immerzu im Kopf, auf was sind sie einzig erpicht? Auf noch mehr Luxus, auf noch mehr materiellen Besitz! Obwohl sie schier alles haben, was ein Mensch zu einem wunschlos zufriedenen Dasein braucht, ist das Wichtigste in ihrem Leben – Geld und nochmals Geld! Als hinge ein zufriedenes Dasein vorwiegend davon ab, daß man statt fünf Mark Taschengeld pro Woche deren zehn oder noch mehr bekommt!

Fast alle Jungen, die ich hier kenne, sammeln leidenschaftlich Briefmarken. Warum? Weil sie glauben, damit weitere materielle Werte anzuhäufen. Ihre Gier nach Sondermarken ist schwer beschreiblich. Kaum ein Tag vergeht, an dem sie nicht bei mir anklingeln und als erstes geradezu süchtig auf die Schachtel zuschießen, in der ich die neu eingetrudelten Marken verwahre. Danach sind sie meistens mit einem raschen „Tschuß“ wieder verschwunden. Daß diese Marken, weil sie millionenfach in ganz Deutschland gesammelt werden, weniger wert sind als die Pausenbrote, die sie am nächsten Vormittag wegwerfen, weil sie lieber Negerküsse essen, darüber denkt keiner von ihnen nach.

Überhaupt tun sie möglichst alles nur für Geld. Aus Begeisterung für die Sache, aus Hilfsbereitschaft, aus Lerneifer tut kaum einer was. Wenn ich mit einem 12-Jährigen eine Wette eingehe, bei der er sich, falls er gewinnt, etwas wünschen darf, wünscht er sich immer nur Geld oder Geldeswert – das ist das einzige, was ihm einfällt. Und dies Geld setzt er dann prompt in Süßigkeiten

um – das ist wiederum das einzige, was er damit anzufangen weiß. Als wären die wertvollsten Dinge im Leben nicht gerade diejenigen, die man nirgends kaufen kann: Gesundheit, gute Freunde, ein intaktes Elternhaus, schöpferische Hobbies und Erfolge in Schule und Sport.

Wieviel lustiger und phantasievoller war es dagegen früher, wenn im Zeltlager oder in der Jugendherberge meine Gruppe einen Wunsch bei mir frei hatte: da wünschte man sich etwa eine abendliche Gruselgeschichte, oder ich mußte beim Lagerzirkus vor versammelter Mannschaft einen „Negertanz“ aufführen, oder man bat sich aus, mich für eine Stunde im Wald oder im Zelt fachmännisch fesseln zu dürfen, und zwar mit verbundenen Augen, um dann eine Zeitlang treiben zu können, was ich sonst nicht geduldet hätte – etwa eine Zigarette rauchen und dann jeder schnell ein Pfefferminzdrops lutschen. Das waren dann kleine Erlebnisse, Streiche, über die man noch tagelang schmunzeln konnte und von denen man eine vergnügte Erinnerung mit nach Hause nahm – und nicht bloß stumpfsinniges Geld, das einfalllos verleckert wurde und dann Schluß.

Daß gerade die schönsten Dinge im Leben, die unvergeßlichsten Erlebnisse und glücklichsten Augenblicke nicht für Geld zu haben sind, das haben diese Kinder des Kapitalismus noch nicht begriffen. Ob sie es irgendwann lernen?

Einer meiner Nachhilfeschüler, damals 11 Jahre alt, fragte einmal mitten in der Stunde, ob er nichts zu trinken haben könne. Als ich ihm darauf sagte: „Natürlich, geh in die Küche, da ist ein Wasserhahn“, guckte er mich verständnislos an. Wasser? Wieso Wasser? Er hatte natürlich an Limonade gedacht – seit wann trinkt ein Wohlstandsknabe von heute nur Wasser? Und er zog ziemlich vorstört nach der Stunde wieder von dannen, als ich ihm erklärt hatte, wenn er Durst habe, genüge unser ungechlortes Leitungswasser durchaus, und wenn er aus Lek-

kersucht trinken wolle, möge er sich seine Limonade selbst besorgen.

Drei 12-Jährige kamen aus einer einwöchigen Freizeit in einem Jugendheim zurück. Als ich sie fragte, was denn der Höhepunkt dieser Woche gewesen sei, kam die Antwort: „Daß wir ins Schwimmbad nach D. gefahren sind.“ Und auf die Frage, was denn der Tiefpunkt, die größte Enttäuschung gewesen sei, bekam ich zu hören: „Daß es da nur *eine* Sorte Limo gab.“ Wird man mir nachfühlen, daß ich heilfroh war, in dieser Freizeit nicht dabeigewesen zu sein ?

Schon im Februar laufen unsere Wohlstandskinder eislutschend durch die Gegend, im Sommer natürlich erst recht. Süßigkeiten, Leckereien sind der einzige Sinn ihres Lebens, wenn sie Geld in der Tasche haben; das Essen zu Hause bleibt dann halbgegessen stehen. Dabei ist der Verzehr von zuckerhaltigen Genußmitteln schädlich für Zähne und Verdauung, und Obst (frisches, keine Konserven) wäre unbedingt vorzuziehen – man frage den Arzt!

Als ich einmal in einem Zeltlager einen Jungen fragte, warum sie denn ständig, von morgens bis abends, Coca-Cola trinken müßten, während ich, der doch das gleiche Leben mit ihnen führte, lediglich Milch oder Wasser trank, bekam ich zur Antwort: „Du bist ja auch ein Erwachsener, du kannst dich beherrschen.“

Aber stimmt das? Ist Selbstbeherrschung gegenüber der Naschsucht ein Vorrecht der Erwachsenen? Nein, die Nikotinsucht und der Alkoholkonsum der Wohlstandsväter bezeugen das Gegenteil, und die rauschgiftsüchtigen Jugendlichen der letzten 10 Jahre sind nur die Folge der allgemeinen Genuß- und Konsumgier, die schon im Kindesalter beginnt und die von der Werbung geschickt unter Volk gebracht wird: „Genießt nur alles, was Spaß macht, dann wird euer Leben schöner!“ Zu deutsch: Dann füllt ihr unsere Kassen und müßt doppelt arbeiten,

um den vermehrten Konsum wieder decken zu können. Denn daß vor jedem käuflichen Genuß zunächst die Arbeit steht, mit der man sich das Geld zum Ausgeben verdienen muß, das sagt man den umworbenen Verbrauchern wohlweislich nicht. Nur die Kinder, die sich die Moneten zum Verschleckern nicht selber erarbeiten müssen, wachsen in dem Glauben auf, das ideale Leben sei eine einzige Kette von Geldausgeben und Genießen; die Kehrseite, nämlich das mühsame Geldverdienen und die Gewinne der Genußmittelindustrie, lernen sie nicht zu durchschauen.

Sicherlich, der jugendliche Körper braucht mehr Flüssigkeit als der des Erwachsenen. Aber muß es immer Limonade sein, immerzu Eis? Kann man sich mit 12 nicht ebenso gut beherrschen wie mit 30, kann man das Verzichteten nicht lernen, wenn es noch Zeit ist, statt daß man aus Genußgier und Willensschwäche zum Ladendieb, zum Alkoholiker, zum Drogensüchtigen wird wie leider so viele? Unsere ganze Wohlstandskriminalität hat hier ihre Wurzeln: in der Unfähigkeit der Kinder, sich einen überflüssigen Genuß zu versagen.

Als ich 13 war, lebte ich in einem Internat. Wir bekamen dort 50 Pfg. Taschengeld pro Woche. Wird man mir glauben, daß ich einen ganzen Sommer lang auf diese 50 Pfg., die mir zustanden, verzichtet habe, um mir zu beweisen, daß ich auch ohne Eislutschen leben konnte (denn die 50 Pfg. gingen bei den meisten natürlich für Eis drauf)? Ich habe diese Willensübung, zum Staunen und auch zum Spott meiner Mitschüler, den ganzen Sommer lang durchgehalten – ein Beweis, daß man sich auch als Kind beherrschen kann, ohne auf die eigentlichen Freuden des Lebens zu verzichten, denn die liegen anderswo: in eigener Tätigkeit, in Erlebnissen, in Freundschaft, Sport, Lektüre, in allem, was man *tut*, woraus man etwas lernt und wofür man begeistert ist. Leibliche Genüsse sind dagegen rasch verflogen, einfallslos und unergiebig

für die innere Reifung und die Lebenstüchtigkeit eines Menschen.

In einer Jugendherberge gab es jeden Morgen Kakao: für mich eine Art Luxus (ebenso wie die Brötchen, die es ungesunderweise statt Graubrot gab); aber für die jungen Herren von heute? Nein, sie ließen ihn stehen, griffen zu ihrem reichlich bemessenen Taschengeld (20 Mark für eine Woche waren die Regel!) und kauften sich am Schalter – Limonade, was denn sonst?

Und natürlich wurde mehrmals täglich, wann immer Gelegenheit war, halt gemacht am Eiscafé, an der Eisbude. Hätten wir Betreuer den Knäblein nicht Einhalt geboten, die Klasse hätte ohne weiteres den ganzen Tag dort gesessen, ein Eis nach dem anderen gelutscht und sich offenbar dabei wohlgeföhlt – wahrlich, ein phantasieloses, träges und genußsüchtiges Geschlecht! Eines Tages wird es lernen müssen, daß das Leben leider nicht so weitergeht, daß es vor allem aus acht Stunden täglicher Arbeit besteht (und nicht immer angenehmer), ehe am Feierabend der Genuß beginnen kann.

Vorigen Sommer vergrößerte ich eine Reihe von Foto-Negativen, die ein Jugendleiter aus dem süddeutschen Raum von seiner Gruppenarbeit, seinen Lagern und Reisen mit Jungen gemacht hatte. Rate einer, welches das häufigste Motiv auf diesen Bildern war, die offenbar beliebteste Tätigkeit der Knaben! Etwa raufen, Staudämme oder Hütten bauen, singen, schwimmen, klettern, basteln, wandern, Indianertag, Geländespiele? Denkste! Sondern der mit Abstand beliebteste Zeitvertreib, auf Dutzenden von Fotos zu sehen, war – das Würstchenbraten am Feuer! Als hätten die Knaben drei Tage lang hungern müssen, als sei das ewige Fressen und Saufen (denn auch die Limoflasche fehlte auf kaum einem Bild) die einzige Attraktion, die sich sich ersehnen – welch ein jämmerliches Jungenleben, wenn das wirklich seine Höhepunkte sind!

Noch vor zehn Jahren wäre es undenkbar gewesen, eine Busfahrt mit einer Schulklasse, einer Jugendgruppe zu machen, ohne daß dabei spontan gesungen wurde – dutzendweise Volks- und Fahrtenlieder, wie man sie teils in der Schule, teils in der Gruppe gelernt hatte. Und heute? Man sehe sich die 12-Jährigen im Autobus an: stumm brütend hocken sie da, blödeln sinnlos herum, spielen Karten oder dösen – aber singen? Keinen Ton! Höchstens berieselt sie der Fahrer aus dem Autoradio mit dem ewigen Gedudel aus Radio Luxemburg.

1964 und '65 betreute ich Gruppen, die so gern und häufig sangen, daß ich noch heute bereue, kein Tonbandgerät im Lager gehabt zu haben, um diese prächtigen Jungenstimmen aufzunehmen, bevor sie dem Stimmbruch zum Opfer fielen. Aber schon fünf Jahre später an der Ostsee war meine Gruppe nicht mehr in der Lage, binnen zwei Tagen auch nur ein einziges selbstgewähltes Liedchen („Ein Soldat saß in der Schenke“) für den Singewettstreit auswendig zu lernen. Ich meldete sie daraufhin vom Singewettstreit ab, und die anderen Gruppen boten dann so ungenießbar Kümmerliches, daß mein „Haufen“ sich nachträglich ärgerte, nicht doch teilgenommen zu haben – stümperhafter hätte auch er nicht mehr singen können. Und das in einem Land, um dessen Liederschatz und Musikkultur uns alle Völker der Erde beneiden!

1964 betreute ich meine erste Gruppe im Zeltlager an der Ostsee. Schon in der ersten Nacht, als alles noch aufgeregert war von den neuen Eindrücken und der Reise, machten wir eine Nachtwanderung – der Vorschlag kam von den Jungen selbst. So zogen wir denn los, ins unbekannte Hinterland, durch Waldgelände und über Wiesen mit schlafenden Kühen, über Zäune kletternd, Wassergräben überspringend und matschig werdend, durch Hecken und Brennesseln krabbelnd. Und nach anderthalb Stunden kamen wir müde und zufrieden wieder im Lager

an und schliefen herrlich. Wir haben dann noch vier weitere Nachtwanderungen in diesen drei Wochen gemacht – jede hatte ihren eigenen Reiz und ihren Höhepunkt. Das war 1964.

Vier Jahre später, 1968, im gleichen Lager, mit einer anderen Gruppe: „Wie ist das, Leute, wollen wir nicht mal ‘ne Nachtwanderung machen?“ – „Och, ‘ne Nachtwanderung? Nee, wozu denn?“ Schließlich fanden sich von meiner elfköpfigen Gruppe die knappe Mehrheit, nämlich 6, bereit, mit mir eine Nachtwanderung zu unternehmen – die übrigen zogen es vor, im Zelt zu bleiben und sich durch lautstarkes Geblödel wachzuhalten, bis wir anderen wieder zurück waren.

Und so machte ich denn mit meinen sechs Mann die einzige kümmerliche Nachtwanderung dieser drei Wochen und beklagte von neuem eine Generation, die so träge, so untätig und ideenlos ist wie wohl keine zuvor.

„Wer Abenteuer will, muß sie sich selber machen,“ lautete früher unser Wahlspruch, und in diesem Sinne waren gute Gruppen unternehmungslustig und aktiv, machten mit, griffen die Vorschläge zu eigenen Unternehmungen auf: Budenbauen, Geländespiele, Wandern, Lieder lernen, Sketche einüben, sportliche Wettbewerbe (nicht nur Fußball und Baden), Streiche, Überfälle und Entführungen, die tagelang vorbereitet sein wollten. Heute dagegen hocken sie öde im Lager herum, saufen aus Langeweile Limonade, vermissen bitterlich die heimische Flimmerkiste und den Walkman, und selbst, wenn ich ihnen erlaubte, mir ein paar Streiche zu spielen, falls ihnen etwas halbwegs Lustiges dazu einfiele, hatten sie keine Ideen dafür. Und so fuhren sie schließlich nach Hause, ohne etwas erlebt zu haben, das sich später zu erzählen lohnte: die untätigsten Kinder, die es je in Deutschland gab.

Fragt sich jemand, wo die Jungen von heute noch Muster, noch Vorbildeder für ihre Freizeit finden könnten,

so lese er den Roman „Der Krieg der Knöpfe“ von Louis Pergaud, erschienen 1912 in Frankreich. Was die Dorfjungen dort erleben – es ist weithin selbsterlebt und keine Erfindung – ist zehnmal bunter und wilder als alles, was die heutigen Fernseh- und Wohlstandskinder in ihrer Freizeit auf die Beine bringen. Denn diese französischen Dorfjungen um 1890 hatten zwei Gaben, die den Heutigen abgehen: Sie hatten Phantasie und Erlebnis-hunger! Sie waren bettelarm, liefen im Sommer barfuß, im Winter mit Holzpantinen (Lederschuhe wären zu teuer gewesen), sie kannten kein Kino, kein Fernsehen, keine Reisen. Sie kannten weder Bonbons noch Speiseeis; sie mußten in den Sommerferien die Kühe hüten, und in der Schulzeit hatten sie auch nachmittags Unterricht – außer am Donnerstag, der schulfrei war, und samstags nachmittags. Und was haben sie trotzdem in dieser kläglich kurzen Freizeit alles angestellt und erlebt! Man lese es nach und beneide sie – um soviel Rauhbeinigkeits, Humor, Erfindungsgabe, Unternehmungslust und Kameradschaft! Das Buch ist die Nr. 662 der Reihe ro-ro-ro und kann in jedem Buchladen bestellt werden. Lesealter: ab 12, denn dieser „Roman meines zwölften Jahres“ ist nicht eigentlich für Kinder geschrieben, sondern eher für Ältere. Viel Vergnügen!

(1978)

Erschienen in der Zeitschrift „stichwort“ 1/78, Heidenheim. Leicht gekürzt '09.

Der W-Sketch

Personen: Willi und Waldemar, zwei Wanderer
ein WIRT

ein WACHTMEISTER

Wladimir, der Witwenmörder

Ort: Zimmer in einem Gasthaus, mit Bett und, falls möglich, mit Tür und Fenster

Wirt: (tritt vor den beiden Wanderern ins Zimmer) Willkommen, wackere Wanderer! War wohl weiter Weg?

Waldemar: Wahrlich, wüstes Winterwetter! Wo wallt Wasser, Waschens wegen?

Wirt: Wartet! Will wieselflink Waschwasser wärmen. (ab)

Willi: (tritt ans Fenster, blickt hinaus) Westwärts wunderschöner Wald. (Entdeckt das Bett, streckt sich darauf) Wundervoll! Weiches Wonnebett; wuschlige Wolldecke!

Waldemar: (packt indessen Rucksack aus) Willst Wein, Willi?

Willi: Witzbold! Wünsche Wacholder!

Waldemar: Warte! (kramt im Rucksack) Wodka – Wermut – (findet die Flasche) Wacholder! (Willi nimmt sie und trinkt) Wünsche wohlig-warme Wampe!

Wirt: (kommt mit Waschschüssel herein) Wohlan, werte *Waldläufer:* Warmes Wasser!

Waldemar: Wunderbar! Werde wie Windsbraut Waden waschen: (beginnt seine Beine zu waschen) Wirkt Wunder, werden wieder weiß wie...

Willi: (erschrocken hochfahrend) Waldemar!

Waldemar: Was?

Willi: (zum Fenster hin blickend) Wer wimmert? (draußen ein unheimliches Geheul)

Waldemar: Wo?

Willi: (ängstlich) Wer weiß? Weit weg...

Waldemar: Warte! (lauscht) Wahrhaftig, welch waidwundes Winseln! Wie weinendes Waisenkind...

Willi: (zitternd) Waldemar, Werwolf?

Waldemar: Waschlappen! Waldeule, wollen wir wetten?
(Ein Vermummter steigt durchs Fenster ein)

Willi: (sieht ihn, schreit) Wehe, wirklich Werwolf!

Waldemar: (flüsternd) Wirrkopf! Wahrscheinlich Wilderer.

Fremder: (zieht Pistole oder Messer) Wehe, wer Widerstand wagt!

Willi: (winselnd) Weiche, wilder Wüterich! Wir... wir... weltfremde Wandersleut...

Fremder: Weinerliches Waschweib! Wittere Weißbrot! Wo?

Waldemar: W-w-welches W-weißbrot?

Fremder: (setzt ihm Pistole oder Messer auf die Brust) Warnung, Wichtchen, Waffe! (mit Nachdruck) Wo winkt Weißbrot?

Waldemar: (eingeschüchtert, zeigt auf Rucksack) Wühlen...

Fremder: (durchwühlt den Rucksack) Widerlicher Wust! (zieht einzelne Dinge heraus) Wein – wenig! (säuft ihn aus) Wurst – winzig! (frißt sie auf) Weichkäse – wuppdich! (verschlingt ihn) Weißbrot! (strahlend) Wie würzig! (beißt verklärt hinein. Plötzlich wird ihm übel) Was ... was würgt wie Wollschal? (schnappt nach Luft) Wasser, Wasser! (taumelt im Zimmer herum) Wehe, wehe... Wohnung wankt... Welt wirbelt... Wahnsinn... Wahnsinn... Weißbrot war ...war... (fällt leblos zu Boden)

Waldemar: (triumphierend) Weißbrot war wurmstichig!

Wirt: (stürzt herein) Wer wimmert wie wildgewordener Wiedehopf? (sieht die Leiche) Wehe, welch wachsbleiches Wrack! (beugt sich näher darüber) Welche Wonne! Wladimir, Würzburgs weitgesuchter Witwenmörder! (zur Tür stürzend) Wachtmeister!

Wachtmeister: (eilt herein, sieht den Toten) Wertvolle Wahrnehmung: Wladimir, wehrloses Wrack! (zieht Geldbeutel! mit Belohnung heraus) Währung, wegen wackeren Wagemuts! (gibt den beiden das Geld)

Waldemar: (fällt Willi um den Hals) Willi!

Willi: (tut dasselbe mit Waldemar) Waldemar!

Beide: (umarmen den Wirt) Wirt! (dann den Wachtmeister) Wachtmeister! (schließlich den Toten am Boden) Wladimir!

Wladimir: (erwachend) Was? Wie? Wo?

Wirt: Welches Wunder! Wladimir wird wach!

Wladimir: (sieht den Geldbeutel in Waldemars Hand) Wundervoll! Währung! (schnappt ihn sich; sieht dann den Wachtmeister) Was? Wachtmeister? Weg, weg, weg! (springt zum Fenster hinaus bzw. läuft fort)

Wachtmeister: (sofort hinterher) Welcher Windhund! Wladimir!

Willi und Waldemar: (ebenfalls hinterher) Wladimir, Währung, Währung!

Wirt: (schließt das Fenster hinter ihnen) Wahnsinnskandidaten, was?

Vorhang – Licht an – Beifall.

(1978)

Erschienen im KOMM-MIT-Taschenkalender, Münster um 1978. Eher als Hörspiel zu realisieren.

Es muß nicht immer Mowgli sein

„Rulaman“ – ein deutscher Roman aus der Steinzeit

Vor etwa 100 Jahren lebte im Schwäbischen ein Doktor der Naturwissenschaften namens David Friedrich Weinland. Er hatte vier Söhne, und mit diesen Söhnen streifte er oft durch die Täler der Schwäbischen Alb mit ihren Kalksteinhöhlen, in denen man damals gerade die Spuren steinzeitlicher Besiedlung entdeckte. Und da er ein geborener Fabulierer war und seine Söhne, wie alle Knaben, für ihr Leben gern Geschichten hörten, so begann er auf diesen Wanderungen, den Knaben allerlei Geschichten zu erzählen über die Steinzeitmenschen, die vor Jahrtausenden in diesen Höhlen gehaust und in der Umgebung gejagt hatten. Als Hauptfigur erfand er einen 14-jährigen Häuptlingssohn namens Rulaman, und um dessen Schicksal rankte er Jahr für Jahr neue Begebenheiten.

Später ging er dazu über, diese Abenteuer zu ordnen und niederzuschreiben; Freunde, die sie lasen, waren des Lobes voll, und so erschien „Rulaman“ 1875 erstmals im Druck.

Seitdem ist das Buch eine Art Klassiker geworden, allerdings ein geheimer, auf die schwäbische Heimat des Autors beschränkter. Nur durch Zufall fiel er mir mit etwa 16 Jahren in die Hände, und seitdem habe ich ihn nicht mehr vergessen.

Er beginnt vergleichsweise friedlich, mit der Schilderung der Jagdsitten und der Stammesstruktur der „Aimats“, wie die Steinzeitmenschen sich selber nennen. So lernen wir den Stamm der Tulka-Leute kennen, wo Rul, Rulamans Vater, der Häuptling ist. Wir verfolgen seine gespannten Kontakte mit den benachbarten Stämmen der Nalli- und der Huhka-Höhle. Zusammen mit Rulaman, der vom 15. Jahre an mit auf die Jagd darf, erleben wir die Taten der heldenmütigen Bogenschützen und

Steinbeilkämpfer gegen Höhlenbären und Wisente und fiebern mit ihnen bei der Jagd auf den letzten „Burria“, den Höhlenlöwen der Schwäbischen Alb.

Überschattet wird dies rauhe Leben von der Kunde, daß ein fremdes Volk aus Südosten herannahe, ein Volk, das metallene Waffen besitze, Pferde und Haustiere halte, Felder bestelle und an Zahl weit größer sei als die vereinigten Stämme der Aimats. Es sind die „Kalats“, die Kelten.

Die alte Parre, eine wohl hundertjährige Seherin bei den Tulka-Leuten, warnt vor diesen Fremdlingen, von denen den Aimats der Untergang drohe. Doch als sie tatsächlich erscheinen und sich in der Nähe anzusiedeln beginnen, versuchen die Aimats mit ihnen zusammenzuleben, bis ihre Krieger bei einem gemeinsamen Fest überfallen und niedergemacht werden. Die restlichen Aimats, auch Frauen und Kinder, werden in ihren Höhlen buchstäblich ausgeräuchert, und wenn auch die alte Parre ihren Todfeind, den Druiden der Kalats, noch mit in den Tod reißt, so bleibt von den Aimats doch keiner am Leben außer Rulaman, der, inzwischen 17-jährig, mit der Häuptlingstochter der Kalats befreundet ist und nun langsam ein Kalat wird.

Das Buch ist reichlich und einfühlsam, wenn auch etwas altmodisch bebildert und in einem ungewöhnlich reinen und klangschönen Deutsch geschrieben, mit oft langen, wohlproportionierten Sätzen. Erstaunlich für ein Jugendbuch des vorigen Jahrhunderts ist sein schonungsloser und genauer Realismus, der keine Scheu vor blutigen und tragischen Szenen kennt – heile Welt kommt da wirklich nicht vor. Das Buch wirkt zeitlos frisch und spannend wie ein Karl May, nur eben erheblich wirklichkeitsnäher, und wäre der alte B.P. ein Deutscher gewesen, so hätte er bei der Gründung des Pfadfindertums vor 70 Jahren vielleicht nicht das „Dschungelbuch“ als Quelle für Wölflingsspiele zugrunde gelegt,

sondern viel eher den „Rulaman“.

Wäre es nicht wirklich an der Zeit, dem sattsam strazierten Märchen von den indischen Dschungeltieren, die miteinander reden können, ein Werk an die Seite zu stellen, das deutschen Zehnjährigen landschaftlich und mentalitätsmäßig näher steht als der exotische Bilderbogen aus der britischen Kolonialzeit? Jeder, dem der ewige Mogli ebenso bis „oben“ steht wie den meisten Wölfingen, möge es einmal versuchen!

Denn „Rulaman“ steckt voll von Identifikationsfiguren, Schauplätzen und Spielideen. Jede selbstgebaute Zweighütte würde genügen, um eine der drei Höhlen darzustellen, und die Kalats bieten sich von selbst als Gegner der drei Höhlenstämme an. Bogen und Pfeile könnte man basteln, Speere und Steinbeile fertigen, Tänze und Lieder einüben, Beeren und Pilze kennenlernen und sammeln; denn der Naturrahmen der Geschehnisse ist ebenso kenntnisreich, liebevoll und anschaulich ausgemalt wie der des Dschungelbuchs.

Nur ist „Rulaman“ zur Zeit allein in einer teuren gebundenen Ausgabe lieferbar, die 14,80 Euro kostet. Daneben vielleicht antiquarisch übers Internet. Aber da er ja urheberrechtlich frei ist, ließe sich jederzeit ein „piratenbuch“ daraus machen.

Würden es die Bünde honorieren?

(1981)

Erschienen in der Zeitschrift „stichwort“, Heidenheim, 4/81

Aus der Indianerzeit

Ausgewählt und übersetzt aus Berichten von Edouard Bourise (Gefräßiger Junglöwe), Rouen

Die große Indianerzeit der französischen Pfadfinderei, der „Indianisme“ oder „Peau-Rougisme“, erstreckt sich etwa von 1920 bis 1936. Niemals seitdem, so versichern die Älteren, die ihn erlebten, hat der „Scoutisme“ in Frankreich eine ähnliche Vitalität und Anziehungskraft besessen wie damals. Angeregt durch die Romane von Cooper („Lederstrumpf“) und Gustave Aimard, dessen Wirkung in etwa derjenigen Karl Mays in Deutschland entsprach, aber auch durch historische und kulturgeschichtliche Werke über die Rothäute Nordamerikas bildete sich damals eine Indianerbegeisterung oder besser -nachfolge heraus, die den Stil der meisten Bünde prägte. Überall gewannen die Trupps an Zulauf und sammelten eine Elite rauhbeiniger und phantasiebegabter Jungen, die das ganze Jahr hindurch dem großen Sommerlager entgegenfieberten, das sie praktisch in der Wildnis und ohne jeden Kontakt mit den „Bleichgesichtern“ verbrachten. Sie wollten nicht nur unverbindlich ein paar Stunden Indianer spielen, sondern für drei Wochen wirklich Indianer sein, und das mit solcher Intensität, daß die Erwachsenen die Bewegung am Ende erschreckt wieder abwürgten.

Die Aktivität des ganzen Jahres war auf diese Lager ausgerichtet. Jeder Heimabend, jeder Ausflug diente ihrer Vorbereitung: sei es, daß man sich körperlich übte und abhärtete, sei es, indem man die vielerlei Dinge herstellte, die dazu benötigt wurden: Friedenspfeifen, Federkopfschmuck, Mokassins, Wampums (Halsketten aus Bärenkrallen oder Muscheln), Schilde mit dem Stammestotem, Bogen, Pfeile und Köcher, Tomahawks (mit Klingen aus Hartgummi oder Holz und mit fell- oder bänderverzierten Griffen) und vor allem den „Skalp“, eine Trophäe, die es

bei den „Stammesfehden“ (sprich Geländespielen) zu erobern galt: ein schwarzer Haarbüschel, mit einem Weidenring an einem Stab befestigt. Er trug die Farben der jeweiligen Sippe, stand, wenn er erobert worden war, als Trophäe vor dem Zelt der Sieger, geschmückt mit den erbeuteten Kopffedern der Feinde, und ging am Schluß des Lagers in das Eigentum der Sieger über.

Ebenfalls im Winter angefertigt wurden das Tamtam (die große Trommel) sowie die Tamburine zur Begleitung der Gesänge, Dolchscheiden, der Medizinbeutel des „Großen Sachems“ (indianisch „Oberhäuptling“, auch „Zauberer“, sprich Feldmeister), Stirnbänder und ornamentierte Stoffe zum Schmuck der Tipis. Dazu ein großer Vorrat bunter Federn, die im Lager für bestimmte Leistungen verliehen wurden – teils an Einzelne, teils an ganze Stämme (= Sippen). Daneben gab es Wochenendausflüge mit Zeltnächten und intensivem Training körperlicher Kraft und Zähigkeit: Waldläufe, Hindernisrennen, Verfolgungsjagden, Anschleichspiele, Überfälle, Gefangennahmen, Hinterhalte, Klettereien. So lernten die künftigen Krieger, weder Hitze noch Kälte, weder Dornen noch Brennesseln zu scheuen, auf jedem Untergrund barfuß zu laufen, durch Schlamm oder Dickicht zu kriechen und mit stoischem Gleichmut Entbehrung und Schmerz zu ertragen.

Die Kleidung bei diesen Wochenenden war sommers grundsätzlich die der späteren Lager: ein bloßer Lendenschurz aus einem Lederriemen um die Hüften mit dem vorn hindurchgezogenen Sippenhalstuch, weiter nichts. Nur die älteren „Häuptlinge“ (Führer, Rover) trugen in den Lagern selbstgemachte Indianerhosen und -jacken oder zumindest eine Badehose unter dem Lendenschurz. Nur bei wirklich kaltem Wetter waren Schuhe und Strümpfe, Hosen und Hemden erlaubt; aber selbst dann gab es immer noch den vorgeschriebenen Waldlauf über 3 km im Lendenschurz. Eingeübt wurden außerdem Spu-

renlesen, Geheimbotschaften, Trapperküche, Tänze, Sprechchöre und „Indianerlieder“, die meistens von älteren Führern stammten.

Dann begann das große Abenteuer, das Sommerlager, das in möglichst wilder Landschaft lag, unbedingt von Wäldern umgeben und so einsam wie möglich. Lagerte ein Trupp für sich allein, so stellte jede seiner Sippen einen Indianerstamm dar: Komantschen, Cheyenne, Sioux, Apatschen, Irokesen, Navajos usw. Lagerten andere Trupps in der Nähe, so bildete jeder von ihnen einen anderen Stamm, und die Sippen behielten ihre bisherigen Tiernamen.

Hier vollzogen sich die Großgeländespiele, die sich manchmal über eine ganze Woche hinzogen, die großen Lagerfeuer mit Gesängen, Tänzen und pantomimisch dargestellten Indianersagen und die häufigen Prüfungen und Aufnahmezeremonien. Der gewohnten Hierarchie des Pfadfinderwesens entsprach nämlich eine ganz ähnliche Rangordnung im Indianerstil, und von Stufe zu Stufe gab es Aufgaben und Proben, bis hin zur gefürchteten und dennoch begehrten „Totemisierung“.

Den untersten Rang bildeten die „Papusen“ (indianisch „Kleinkinder“), die frisch den Wölflingsmeuten entwachsenen Neulinge. Die übrigen Neulinge, die ohne Wölflingsstufe zum Trupp gestoßen waren, hießen „Bleichgesichter“. Beiden war der Lendenschurz versagt. Die Papusen trugen statt seiner ein paar Farn- oder Ginsterzweige im Gürtel und die Bleichgesichter eine kurze Hose. Während die Papusen von Anfang an bei den Lagerfeuern dabei sein durften, mußten die „Bleichgesichter“ einstweilen wie Sklaven abseits am Waldrand knien, mit verbundenen Augen und im Rücken gefesselten Händen. Erst nach einer gewissen Zeit der Bewährung und der „Entpapusifizierung“, einer ersten Prüfung, rückten sie zu „Weichfüßen“ (Pieds tendres) auf und durften hinfort an den Lagerfeuern teilnehmen und einen Lendenschurz

tragen – nicht aber Kriegsbemalung, Kopffedern und Waffen. Um diese drei zu erlangen, bedurfte es einer weiteren Prüfung, der eigentlichen „Indianerprobe“ (Initiation indienne), nach der man als „Jungkrieger“ (Jeune brave) galt und bereits einen Indianernamen erhielt: Luchsauge, Wolfszahn, Fliegender Pfeil usw.

Erst wenn sich der „Jungkrieger“ in den großen Stammesfehden hervorgetan und sich die ersten Kopffedern verdient hatte, nahte für ihn – nicht für jeden! – die berüchtigte „Totemisierung“, bei der er einen „Kriegsnamen“ bzw. ein persönliches Totem erhielt, das stets aus einem Tiernamen und einem Adjektiv bestand: Bissiger Puma, Beherzter Fuchs, Tapferer Buchfink, Fröhlicher Igel usw. Aber auch spöttische Beiwörter waren möglich: Geschwätzige Elster, phlegmatischer Büffel, gefräßiger Grizzly. Nur durch eine besondere Zeremonie konnten diese Totemnamen gelöscht und geändert werden. Sie trafen den Charakter des solcherart Getauften zumeist in erstaunlichem Maße und ersetzten innerhalb des Bundes seinen bürgerlichen Namen auf Lebenszeit.

Nach der Totemisierung hatte der „Jungkrieger“ dann noch den letzten und obersten Grad zu erstreben: den des „Kriegers“ (Guerrier). Er mußte dazu den „Jagdpfad“ sowohl wie den „Kriegspfad“ durchlaufen, die beide bestimmte Fertigkeiten und Proben verlangten. Bereits der „Jungkrieger“ mußte den Lasso- und Speerwurf beherrschen, das Bogenschießen und die Handhabung des Tomahawks, und bei kleineren Geländespielen hatte er sich bald als Gejagter, bald als Jäger zu bewähren und keinem Kampf aus dem Wege zu gehen. Auf Erkundungsmärschen lernte er die Kunst der Orientierung und des „Überlebens“, lernte Hinterhalte zu legen und zu vermeiden, lernte Gefangene zu fesseln und sich aus der eigenen Fesselung zu befreien, und er lernte, als Gefangener am Marterpfahl jederlei Schmerzen mit schweigsamer Standhaftigkeit zu ertragen. Niemand, der nicht den

Rang eines „Kriegers“ besaß, konnte „Häuptling“ (Sippenführer) oder dessen Stellvertreter (Sagamore = „Zauberer“) werden, und nur „Krieger“ gehörten dem Trupprat an.

Aufbau und Anlage der Lager entsprachen ansonsten dem üblichen Pfadfinderstil: eine Lichtung, die als Versammlungsplatz diente; die Sippenecken verstreut unterm Waldrand mit eigener Kochstelle, in der Mitte des ganzen der Feuerkreis und die Totempfähle (je einer pro Stamm = Sippe) und der Marterpfahl. Die Zelte der „Häuptlinge“ lagen abgesondert, und irgendwo abseits im Wald, wo er am dichtesten war, lag noch ein Platz für die Totemisierung, mit einem schauerlich beschnitzten Totempfahl und einer Feuerstelle – ein Ort, zu dem sich ein Neuling kaum hinwagte.

Hierher brachte man bei Nacht die Kandidaten, die der Totemisierung entgegensahen. Mit verbundenen Augen wurden sie hingeführt, ihrer letzten Kleidungsreste beraubt und dann für mindestens anderthalb Tage, die in jedem Falle eine Nacht einschlossen, ohne Nahrungsmittel oder Waffen, nackt und bloß, in die Wälder gejagt. Sie trugen eine spezielle weißliche Bemalung und durften sich für die Dauer der Probe von niemandem blicken lassen, so sehr sie auch gesucht und gehetzt wurden und von grausamen Martern bedroht waren, hätte man sie erwischt.

Diese langen Stunden der Einsamkeit und der Angst in den finstersten Winkeln der Wälder waren für einen Großstadtjungen von 13 oder 14 Jahren ein Erlebnis, das den Mannbarkeitsriten der echten Indianer kaum nachstand. Dröhnende Schläge des Tamtams riefen ihn schließlich zurück, und danach begann die eigentliche Zeremonie, stets bei Nacht und mit Härteproben verbunden, bei denen Brennesseln, Dornen und Feuer eine gefürchtete Rolle spielten und die meist mit einer „Zaubersuppe“ endeten, die aus den unpassendsten Zutaten gemixt war (z. B. Nudeln, Salz, Kakao, Pfeffer, Bier, Milch,

zerhacktes Gras, ein Regenwurm und ein bißchen Asche aus der Friedenspfeife). Nachdem der Novize sie mit verbundenen Augen gelöffelt hatte, durfte er sie wieder von sich geben. Die übrigen Einzelheiten der Einweihung blieben geheim. Keiner der Beteiligten durfte je zu einem anderen darüber sprechen, und die Gerüchte, die darüber umliefen, waren der Alptraum aller Jüngerer, denen sie noch bevorstand.

An ihrem Ende erhielt der junge Krieger seinen Totemnamen, und der Große Sachem malte ihm das Totemtier (das keineswegs immer nordamerikanischen Ursprungs sein mußte) mit greller Farbe feierlich auf die Brust. Oft fügten auch die anderen Krieger und Häuptlinge ihr eigenes Totemzeichen hinzu, und der so Bemalte präsentierte sich dann morgens, am ganzen Körper zerkratzt und zerschunden, übernächtigt und erschöpft, aber stolz erhobenen Hauptes den staunenden Stammesgenossen. Selbst seine Eltern hätten ihn schwerlich wiedererkannt.

Eine Spezialität der Indianerlager waren auch die „Anrufungen“ (invocations), die den Gebeten der Indianer entsprachen. So rief man z. B. die aufgehende Sonne an („O großes Licht, das alles Leben mit sich bringt, schenke uns einen gesegneten Tag“ usw.); das Feuer, das man entzündete („O Feuer, Sinnbild alles Guten, das in unsern Herzen brennt, so rein wie deine Flamme sei unser Streben“ usw.), und auch beim Fällen eines Baumes gab es eine Formel, die man sprechen mußte.

Oder man flehte die Götter selber an, wobei mitunter jeder Stamm seine eigene Gottheit besaß: die Apatschen verehrten Manitou, den Großen Geist, die Sioux Wacandah und die Irokesen Hiawatha, einen Halbgott, dessen Urbild ein wirklich existierender Häuptling war.

Auch beschwor man die vier Himmelsrichtungen und die dazugehörigen Winde – stets in weihevollen und poetischen Wendungen, die von den Häuptlingen vorgesprochen und von den Kriegern im Chor wiederholt wurden,

wobei sie mit den Händen – und manchmal auch Stirnen – den Boden berührten. Besonders die klangvollen Namen Hiawatha, Wacondah und Manitou ließ man sich um ihrer exotischen Wortmusik willen auf der Zunge zergehen: „O großer Wacondah, Herr allen Lebens, deine Weisheit sei mit uns! Schenke uns Tapferkeit und Edelmut, verleihe uns Glück auf der Jagd und den Sieg im Kampf!“ Und zuweilen schlich sich auch ein echter indianischer Kehrreim ein, den kein Mensch mehr verstand: „Kee ya, noon wai! Aram sam sam!“

Als Höhepunkt des Jahres entbrannte dann schließlich die große „Stammesfehde“, das riesige Geländespiel: entweder zwischen den einzelnen Sippen (= Stämmen) eines Trupps oder verschiedenen Trupps (= Stämmen), falls sie in der Nähe zelteten. Die älteren Führer übten hier keine Kontrolle mehr aus, die „Stämme“ waren ganz mit sich allein. Sie zogen mitunter für mehrere Tage aus dem Lager aus, lebten wie echte Wilde in den Wäldern, bauten sich Hütten aus Zweigen oder nächtigten in Höhlen oder unter freiem Himmel. Die Marschverpflegung trugen sie ebenso wie die – damals noch aus bloßen Wolldecken zusammengenähten – Schlafsäcke auf einer selbstgemachten Bahre mit sich, oder sie fanden an vereinbarten Geländepunkten Verpflegungslager vor, die von den „Zauberern“ (Rovern) angelegt worden waren und meist nur dank der Entzifferung einer Geheimschrift gefunden werden konnten.

Das Spiel begann zumeist mit einem nächtlichen Kriegszug und dem Überfall auf ein anderes Lager bzw. Zelt, das man einriß und dessen Bewohner man aus den Schlafsäcken zerrte, um sie, mit Händen und Füßen an eine Stange gebunden, davonzutragen. Der Rachefeldzug der Besiegten ließ nicht lange auf sich warten; es kam zu Bündnissen unter verschiedenen Stämmen; geheime Botschaften wurden ausgetauscht, Geheimpläne geschmiedet und Kundschafter ausgesandt, um die feindlichen

Lager zu entdecken. „Heilige Steine“ galt es zu erobern, die mit Totemzeichen bemalt waren, bestimmte symbolische Waffen oder Knochenketten zu erbeuten oder aus einer Quelle, die in feindlichem Gebiet lag, einen Leinwandimer „Heiligen Wassers“ ins eigene Lager zu bringen – und in jedem Fall die „Skalpe“ der gegnerischen Stämme zu erobern oder die eigenen zurückzugewinnen. Am Ende hatte gewonnen, wer zur festgesetzten Stunde im Besitz des Schatzes oder der größten Menge „Heiligen Wassers“ bzw. fremder Stammesskalpe oder Gefangener war. Die befestigten Lager der Gegner wurden erstürmt, es gab Schlachten im Schlamm der Seeufer, Bombardements mit Schlammklumpen, Erdbrocken, Grasbüscheln oder Tannenzapfen, und zum Fesseln der Gefangenen benutzte man notfalls den eigenen Gürtel, so daß die Kriegsbemalung am Ende das einzige Merkmal war, durch das sich die zerkratzten und bematschten Krieger voneinander unterschieden...

Den Schlußpunkt bildete in jedem Fall ein großes Friedens- und Versöhnungsfeuer mit dem Vergraben des Kriegsbeils und dem Rauchen der Friedenspfeife, die, von einem Jungkrieger ehrfürchtig gestopft und angezündet, unter den Häuptlingen und „Kriegern“ – und nur unter diesen! – reihum ging, nachdem der Große Sachem den ersten Zug aus ihr getan hatte...

Die Kriegsbemalung wurde übrigens nur aufgetragen, wenn es zum Kampf ging, zu einem großen Lagerfeuer mit Tänzen und Liedern oder einer ähnlichen Feierlichkeit. Nur dann kamen auch die anderen Schmuck- und Prunkgegenstände zur Geltung: die reich verzierten Kriegskeulen, Schilde und Halsketten, und besonders die Häuptlinge prangten dann im vollen Ornat ihres Feder schmucks, der oft bis nieder auf die Fersen hing, und der übrigen Würdezeichen, die sonst im Lageralltag nur selten zu sehen waren.

Die totemisierten Krieger bildeten die Elite des Lagers.

Ihnen fiel es zu, die Papusen und die Bleichgesichter auszubilden und heranzuziehen, und aus ihnen rekrutierten sich auch der „Hüter der Sagen“ (Gardien des Légendes) und der „Hüter des Feuers“ (Gardien du Feu), die beim Lagerfeuer entscheidende Aufgaben hatten. Sie bestimmten auch den Zeitpunkt, an dem ihre Schützlinge reif für die „Entpapusifizierung“ waren.

Diese Zeremonie geschah im Anschluß an ein Lagerfeuer. Die Neulinge wurden entkleidet und so lange durch Heidekraut oder Gebüsch geschleift, bis sie krebsrot waren; oder man beschmierte sie von oben bis unten mit sattgelbem Lehm. Dann führte man sie vor die Totempfähle, wo sie sich niederwarfen und die drei großen Götter sowie das Totem ihres Stammes anriefen. Man ließ sie eine Zeitlang tanzen und über das Feuer springen, und dann mußten sie nebeneinander vor den Totempfählen knien, bis der Große Sachem erschien, dem neuen „Weichfuß“ ein rotes Mal auf die Stirn zeichnete und ihm feierlich den Lendenschurz und das Stirnband, vorläufig noch ohne Federn, überreichte. Ein allgemeiner Rundtanz, Hand in Hand, beendete die Zeremonie.

Die wichtigste – und für alle obligatorische – Prüfung aber stand am Übergang vom Weichfuß zum Jungkrieger. Erst nach einer harten Zeit des Lernens und der Bewährung wurde sie angesetzt, und zwar von den Häuptlingen und Kriegern des Stammes – der Große Sachem redete niemals hinein. Je nach dem Ehrgeiz und dem Ruf des Stammes fiel sie milde oder hart und in manchen Fällen ziemlich barbarisch aus. Es ging zumeist darum, eine Art Stationenlauf zu absolvieren, der mit der Länge immer schwieriger wurde. An jedem seiner Hindernisse stand ein Posten, der für die Lösung der Aufgabe eine verschiedenfarbige Feder zu vergeben hatte: rot für sehr gut, weiß für gut, grün für befriedigend, gelb für schlecht und schwarz für sehr schlecht. Nur wer mehrere rote Federn und höchstens eine schwarze gewann, hatte bestanden.

Die ersten Aufgaben waren noch konventionell: Es galt ein Feuer anzuzünden, ein Tipi aufzubauen, einen mittelstarken Baum zu fällen, eine Geheimschrift zu entziffern, Spuren zu lesen und Pflanzen zu benennen, Speer und Lasso zu werfen, mit dem Bogen zu schießen.

Dann aber wurde es rauher: ein mit Dornestrüpp bewachsener Steilhang war auf allen Vieren zu erklettern, an einem aufgespannten Tau entlangzuhangeln, hundert Meter unter sehr niedrigen Hindernissen aus Dornen herzukriechen, einen Gegenstand aus einem Fluß oder Teich hochzutauchen. In einem Falle mußten sich die Prüflinge an einem Tau (ohne Knoten) in eine enge Felsenklamm hinablassen, durch die ein starker Wildbach toste; dann wurde das Tau wieder heraufgezogen und 300 m weiter oberhalb wieder hingehängt, und die Kandidaten mußten schwimmend, kriechend, kletternd, über Felsen und gestürzte Bäume hinweg, durch Strudel und gegen den Strom die 300 m bewältigen und dann am Lasso wieder hinaufklettern.

Verbürgt ist auch eine Prüfung, die daraus bestand, daß in einem Brennesseldickicht fünf Stangen mit je einer farbigen Feder aufgestellt wurden – die rote war am weitesten entfernt. Vor dem Dickicht angekommen, mußte sich der Prüfling die Lage der Stangen einprägen; dann verband man ihm die Augen, zog ihm den Lendenschurz ab, und er mußte hineinwaten und eine der Federn zurückbringen...

Wer die notwendige Federnzahl errungen hatte, wurde dann am Abend auf dem Totemisierungsplatz feierlich unter die Jungkrieger aufgenommen: Der älteste Krieger des Stammes schlug ihm mit der Kriegskeule leicht auf die Schulter und sprach dazu: „Du bist ein echter junger Krieger! Ich wünsche dir gute Fährte! Möge dein Ideal dich niemals verlassen!“ Und der Jungkrieger erwiderte: „Meine Augen haben sich aufgetan beim Schein des Feuers. Meine Zunge ist nicht gespalten. Ich verspreche, alle-

zeit tapfer, ehrlich und großmütig gegen die Schwachen zu sein, das Gesetz der Wälder zu achten und mich meines Stammes würdig zu erweisen.“

Dann wurden die Neulinge einer nach dem andern an den Totempfahl des Großen Geistes gebunden, und während ein bestimmter Tanz um sie herumgetanzt wurde, ritzte ihnen ein Häuptling ein wenig Blut aus der Haut und strich es an den Totempfahl...

Natürlich dauerte das Durchlaufen dieser drei Stufen mehrere Jahre. Im Durchschnitt wurde man mit 12 Jahren vom Papusen zum Weichfuß, mit 13 Jungkrieger, mit 14 Krieger und, falls dessen würdig, totemisiert. Mindestens drei Sommerlager waren also nötig, um den vollendeten Indianer heranzubilden.

Auch Strafen gab es im Lager. Verging sich jemand gegen das „Gesetz der Wälder“ (nur ein anderer Name für das Pfadfindergesetz), erwies er sich als ungehorsam, unkameradschaftlich, unordentlich, unsauber, unehrlich, faul oder feige, so konnte es geschehen, daß er an den Marterpfahl gebunden wurde und ein Herold seine Untaten öffentlich ausrief: „Dieser unser Bruder hat sich schuldig gemacht! Er hat gegen das Gesetz der Wälder verstoßen. Tapfer und ohne Klage soll er die Strafe ertragen, die er verdient hat!“

Der Kriegsschrei des Stammes erscholl, und zum Klang der Tamburine wurde ein Skalptanz um den Übeltäter her getanzt. Dann nahm man ihm das Stirnband ab und schnitt ihm eine Locke oder Strähne aus den Haaren.

In anderen Fällen wurde er auch noch mit einer bestimmten Farbe beschmiert, die für sein Vergehen symbolisch war: weiß für Feigheit und Großmäuligkeit, schwarz für Lügen, rot für Gewalttätigkeit und Tierquälerei, braun für Unsauberkeit, blau für Ungehorsam.

Benahm er sich dabei beschämend weinerlich, so ließ man ihn verachtungsvoll bis zum Abend dort stehen –

zur seiner Schande mit der Brust gegen den Pfahl gebunden. Sonst band man ihn nach einer Weile wieder los, tanzte den Skalptanz um ihn herum, und mit dem Abwaschen der Farbe (aus vollen Wassereimern geschüttet) war sein Vergehen gesühnt. Keine dieser Strafen wurde als entehrend empfunden, und wer sie besonders standhaft erduldet, konnte sogar zur Belohnung eine Kopffeder erhalten...

Wie kam es nun, daß dieser Indianisme, der die Jungen so begeisterte, dennoch nach etwa 15 Jahren zu Ende ging? Antwort: Die Erwachsenen waren dagegen! Zum ersten die Eltern, vor allem die Mütter, die entsetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, wenn ihre Söhne verwildert, zerkratzt und zum Teil noch mit den Spuren ihrer Kriegsbemalung nach Hause kamen – was wissen Mütter schon von den Bedürfnissen ihrer 14jährigen Söhne?

Zweitens die katholische Kirche, die es wurmte, daß die Seelen ihrer jungen Schäfchen sich mit solch beängstigender Inbrunst den Mythen und dem Aberglauben eines Heidenvolkes zuwandten, ja sich förmlich mit ihm identifizierten. Man empfahl ihnen, lieber christlichen Völkerschaften nachzueifern, vor allem den Kreuzrittern im Kampf gegen die Sarazenen. Das geschah denn auch zuweilen, und über die Ritterlager, die dann folgten, ließe sich ebenfalls einiges schreiben.

Drittens die Nationalisten, die treuen Söhne der „Grande Nation“ und Veteranen des 1. Weltkriegs, denen es nicht paßte, daß junge Franzosen sich ausgerechnet mit einem primitiven Naturvolk aus Übersee identifizierten, statt sich in die großen Zeiten der französischen Geschichte zurückzusetzen, angefangen mit den Galliern...

Den vereinten Kräften dieser drei Gruppen gelang es also, den Indianerrausch vom Grünen Tisch aus abzuwürgen und durch andere Lager- und Spielideen abzulö-

sen, die freilich nie mehr die Faszination der großen Indianerblüte erreichten. Was der Scoutisme von heute den jungen Franzosen zu bieten hat, ist im Vergleich zu den Indianertagen enttäuschend, mittelmäßig und farblos.

Der Indianisme entsprang keiner Ideologie, sondern den unmittelbaren – und sicherlich zeitlosen – Wünschen und Bedürfnissen der Jungen. Er war ein Stück Jugendbewegung. Er bot ihnen ein Maß an Selbstverwirklichung, das sie sonst nirgends gefunden hätten. Seine Lager waren ein Erlebnis, das sie für ihr Leben prägte – anders als der heutige Scoutisme, der kaum etwas Besseres ist als ein bißchen Freiluftpädagogik für die Kinder des Kleinbürgertums – möglichst noch mit Mädchen vermischt.

Fotografische und literarische Dokumente aus jenen Tagen sind allerdings selten und durchweg enttäuschend. Nur recht blässliche, verharmloste und oberflächliche Berichte erschienen in den offiziellen Bundeschriften. Kein Unberufener brauchte zu ahnen, wie das raue Jungenleben aussah, das sich dort austobte. Nur aus mündlichen Quellen kann man heute die unvergleichliche Atmosphäre aus Wildheit, Romantik und Abenteuer rekonstruieren, die dort herrschte. (Auch darin gehörte der Indianisme zur Jugendbewegung.)

Ob der Geist der alten Indianertage wohl je wieder aufleben wird? Anzunehmen ist es nicht. Er beruhte auf einem Ideal der Abhärtung und der Bedürfnislosigkeit, die unserer Epoche der Selbstverwöhnung und des bequemen Konsums total widerspricht. Erst wenn spartanische Einfachheit, Askese und Härte gegen sich selbst – die nichts mit vormilitärischen Zwecken zu tun haben müssen – von neuem zum Ziel der Erziehung würden, käme auch die Zeit der Indianer wieder. Vorerst lebt sie nur in der Erinnerung der Alten weiter, die sie erlebten – und vielleicht in den Träumen mancher Jungen von heute, denen sie versagt bleibt. Aber wer fragte sie schon?

*Edouard Bouise, Journalist in Rouen und etwa Jahrgang 1927, hatte als Junge noch selber die Ausläufer der „Indi-
anerzeit“ miterlebt und arbeitete später jahrelang an einem
Buch, einer Dokumentation darüber, fand aber keinen Ver-
lag. Er ist schon lange tot. (1976)*

*Erschienen in der Zeitschrift „der eisbrecher 75“, Heiden-
heim 1976*

Indianerlied*fürs Wölflingsalter**auf die Melodie eines Gassenhauers von etwa 1940*

Wir sind tapfre Indianer,
 Federn schmücken unser Haar;
 wenn wir auf den Kriegspfad ziehen,
 zittert unsrer Feinde Schar.

Refr. O Manitu!
 beschütze unsre Wigwams!
 Gib unsern Pfeilen sicheren Flug
 und lenke her den Büffelzug!

Unsre Feinde, die wir fangen,
 kommen an den Marterpfahl,
 daß sie leiden Todesängste
 und erdulden Marterqual.

O Manitu...

Unsre Mustangs sind wie Blitze,
 jagen wir auf der Prärie;
 unsre Speere treffen immer,
 unsre Lassos fehlen nie.

O Manitu...

Sitzen abends wir am Feuer
 in dem Zelt aus Büffelhaut,
 wird so manches Abenteuer
 aus dem Mund der Krieger laut.

O Manitu...

O ihr großen weißen Männer,
 laßt uns das Indianerland!
 Laßt das Kriegsbeil uns begraben,
 reicht uns eure Freundeshand!

O Manitu...

(Um 1982, sangbar)

Laßt Jungen wieder Jungen sein!

Eine Lanze für die „Sawagerie“ und gegen das Modeübel der Koedukation, in Zusammenarbeit mit Edouard Bourise, Rouen

Es gibt ein Alter, etwa zwischen 11 und 14 Jahren, wo jeder Junge eine Entwicklungsstufe durchläuft, die ihn innerlich sozusagen in die Steinzeit zurückversetzt. Er verspürt dann das Bedürfnis nach dem urtümlichen Hordenleben, wie es die Menschheit seit etwa zwei Millionen Jahren geführt hat, und erlebt die archaischen Gelüste eines Jäger- und Kriegerdaseins in wilder Natur.

Er liest dann, falls er überhaupt noch liest, Karl May oder Lederstrumpf, sieht im Fernsehen Cowboy- oder Indianerfilme und versucht, die Helden dieser Werke auch in seinen Spielen nachzuahmen, so gut man das heute noch kann; und er nimmt Schaden an seiner Seele, wenn man ihm diese Möglichkeiten verweigert.

In diesem Alter schätzt er auch keine Mädchen. Sie sind für ihn „blöde Weiber“, mit denen sich nichts Zünftiges anfangen läßt und die seine wilden Spiele oder Phantasien weder teilen wollen noch können. Die Mädchen dieses Alters sind nämlich wesentlich weiter entwickelt als die Knaben; sie interessieren sich eher für ältere Jungen, etwa 15-Jährige, und wenn auch *sie* einen Urzustand der Menschheit durchlaufen, dann in ganz anderer Weise: Zogen die Knaben des Höhlen- und Jägerzeitalters gemeinsam auf kleinere Streifzüge aus, jagten sie mit Pfeil und Bogen Vögel, Fische und andere Kleintiere, sammelten sie Beeren und Pilze, übten sie sich in allerlei Kampfspielen, so blieben die Mädchen statt dessen daheim, vor der Höhle oder beim Zeltdorf, holten Wasser, sammelten Holz und beschäftigten sich mit den kleineren Kindern, die sie beaufsichtigten und denen sie vieles beibrachten, was sonst den Müttern überlassen geblieben wäre. Aus dieser Betreuung der Kleinkinder ging dann in

späteren Zeiten das Spielen mit Puppen hervor, wie es noch heute für die Mädchen der Vorpubertät charakteristisch ist.

Mädchen und Jungen dieser Altersstufe haben also entwicklungsgeschichtlich ganz unterschiedliche Aufgaben, die sich noch heute bei den meisten Naturvölkern beobachten lassen, und gehören von Natur aus nicht zusammen.

Deutlich wird dieser Unterschied auch dann, wenn man Jungen und Mädchen nach der idealen Landschaft fragt, in der sie ihre Ferien verbringen möchten. Die Jungen stellen sich dann eine Art von Urwald vor, mit dichtem Unterholz zum Anschleichen und Sichverstecken, mit Bäumen zum Klettern, Lichtungen zum Hüttenbauen, Seen oder Bächen zum Baden, Inseln zum Erforschen oder Erobern, Felsen zum Kraxeln und Höhlen zum Erkunden.

Die Mädchen dagegen träumen von einem offenen Wiesengelände mit Blumen und Schmetterlingen, bunten Vögeln und Rehen. Auch sie wünschen sich ein See- oder Flußufer, aber es sollte freundlich und anmutig sein, während die Jungen es sich stets mit einem Schilfgürtel umgeben wünschen, in dem man sich verstecken und verfolgen kann, mit Schlamm, darin man watet und mit dem man sich beschmiert oder bewirft; mit Flößen, die man entert, oder Kanus, in denen man auf Entdeckungsfahrt geht. Kein Junge, dessen Augen nicht zu leuchten beginnen, wenn man ihm von solchen Landschaften erzählt, und der nicht die unwiderstehliche Lust verspürte, sich in diese Umwelt zu versetzen: in Wälder voll dichten Gestrüpps, um Hinterhalte zu legen, mit langen Schößlingen zum Bauen von Bogen und Pfeilen, mit Stämmen zum Anbinden der Gefangenen, und Wasserfällen, unter denen man die Neulinge und die Wasserscheuen „erfrischt“. Was sollen in dieser Welt Mädchen?

Gewiß, es mag einzelne Mädchen geben, die besonders

jungenhaft geartet sind, und sofern solche Ausnahmefrauen biologisch noch keine Frauen sind, mögen sie an dieser Jungenwelt teilhaben können. Aber es sind eben Ausnahmen, eine winzige Minderheit.

Nun gibt es indessen seit neuestem eine Theorie – von wem stammt sie eigentlich? –, die besagt, diese Jäger- und Kriegerinstinkte der Zwölfjährigen seien ihnen keineswegs angeboren, keineswegs das jahrmillionen alte Erbe der menschlichen Stammesgeschichte, sondern das Ergebnis einer Erziehung, die sich spätestens seit der Antike (Sparta) bestrebe, aus den Knaben Soldaten und Eroberer zu machen, mit denen sich die imperialistischen Ziele des abendländischen Kapitalismus am besten verwirklichen ließen.

Demnach habe eine patriarchalische Sklavenhaltergesellschaft schon vor 3000 Jahren begonnen, die Knaben vom zartesten Alter auf zu den Instrumenten ihrer Welteroberungs- und Leistungsideologie abzurichten, und es gelte heute, diese fortdauernde Deformation, diese Erziehung zu Härte, Mut und Ehrgeiz wieder rückgängig zu machen. Das Ideal des Mannes als eines Kämpfers und Eroberers, heißt es, müsse man durch das eines friedfertigen, gefühlvollen und duldsamen „Hausmanns“ ersetzen, der getrost mal weinen darf und kochen kann. Alle Kriege, heißt es, alle Unmenschlichkeiten und Perversitäten der Geschichte seien nur auf die verrohende Erziehung der Knaben zurückzuführen, und habe man diese erst rückgängig gemacht, so stehe dem Paradies einer konfliktfreien, matriarchalischen Zukunftswelt abseits des Leistungsprinzips nichts mehr im Wege. Eine möglichst frühe Angleichung an die Mädchen aber sei das geeignete Mittel dafür: Mit den Mädchenfrisuren der Knaben möge es anfangen, mit dem Aussterben der Jungenbücher gehe es weiter, und die Wehrdienstverweigerung sei dann die Krönung.

So richtig das in einiger Hinsicht auch sein mag, so

sorgsam hüte man sich davor, einer solchen unbewiesenen These zuliebe die angeborenen Instinkte der Jungen zu leugnen! Unabhängig von allen Erziehungsmodellen bleibt im Knaben stets der Bodensatz seiner archaischen Sehnsüchte fruchtbar, und es wäre schädlich, ja verhängnisvoll, sie ihm zu verleiden oder gar zu verbieten. Haben wir heute nicht schon die neurotischste, unzufriedenste und labilste Jugend, die es je auf deutschem Boden gab?

Schlamm Schlachten, Höhlenbauen, Überfälle und nächtliche Entführungen, Mutproben, die bis zur Grausamkeit reichen, wüste Geländespiele als Ventile unausrottbarer Rauflust, das freiwillige Aufsuchen von Gefahren und Schmerzen – all das sind keine Erfindungen der besitzenden Klasse, um Soldaten, knallharte Leistungsmenschen und Familientyrannen heranzuzüchten, sondern uralte, tief verwurzelte Formen knabenhaften Lernens und Erlebens, nach denen es jeden gesunden Jungen von Natur aus gelüftet. Jeder, der mal selbst ein Junge war, wird sich noch an sie erinnern. Und mit welchem Recht, zugunsten welcher ungesicherten Utopie wagt man sie ihm heute zu verleiden?

Wann, wenn nicht in diesem Alter, soll er lernen, was Kameradschaft und freiwillige Einordnung ist? Wann den Umgang mit der Natur und die Liebe zu ihr? Wann die Lieder, die er selber singen kann? Wann den Kontakt mit den Elementen, die Beherrschung seines Körpers, die Ausbildung seiner Willenskraft, seiner Selbstdisziplin?

Wie wäre der Siegeszug der Jugendbewegung seit 1900 zu erklären, wenn sie nicht diesen elementaren Bedürfnissen Rechnung getragen, wenn sie der Jugend nicht in der Frühblüte der großstädtischen Zivilisation diese naturhaften Möglichkeiten der Selbsterprobung und Selbstverwirklichung wieder erschlossen hätte? Was haben Mädchen, die gleich von „Brutalität“ zeternd, wenn sie Jungen raufen sehen oder selbst in eine Rauferei hinein-

geraten, in einer Erlebniswelt zu suchen, die dem spezifischen Abenteuerdurst dieser Alterstufe genügen soll? Es bedeutet eine jämmerliche Verarmung seiner bildsamsten Jahre, wenn man dem Jungen all diese Möglichkeiten durch die Vermischung mit den ganz anders gearteten Mädchen verwässert.

Übrigens vergessen die Verfechter dieser „weichen Welle“ nur allzu beflissen, daß, während sie hier im Westen die moralische und körperliche Widerstandskraft der Jungen mit Eifer unterminieren, der Ostblock seine „Jungen Pioniere“ weiterhin zu soldatischer Härte und sportlichem Ehrgeiz erzieht. Noch ein weiteres Jahrzehnt von dieser Sorte, und der saft- und kraftlos gewordene Westen hat dem unverändert kampfbereiten Kommunismus nur noch den Schutz durch die Atomraketen der USA entgegenzusetzen. Aber ob das auf die Dauer reicht?

Ich habe insgesamt 14 Ferienlager und Freizeiten für 10-14-Jährige als Betreuer mitgemacht. Die unbedingt gelungensten, erlebnisreichsten, unvergeßlichsten waren die reinen Jungenlager – „da beißt keine Maus einen Faden von ab!“

Gemischte Lager mit Jungen und Mädchen dagegen verliefen durchweg unbefriedigend: Sie blieben ein labbriger Kompromiß, der beiden Geschlechtern das Ausleben ihrer spezifischen Wunschträume verwehrte. Den Mädchen waren die Jungen zu wild und zu laut, den Jungen die Mädchen zu lahm und zu wehleidig, und die Betreuer beschäftigten sich oft mehr miteinander als mit den ihnen anvertrauten Gruppen. Ferner scherten einige der ältesten Jungen bald aus ihren Gruppen aus und fingen an, den Mädchen nachzusteigen, was nicht unbedingt dem Zweck eines Kinderlagers entsprach und den inneren Zusammenhalt der Gruppen merklich störte. Reicht es nicht, wenn Mädchen und Jungen vom 6. Lebensjahr an gemeinsam die Schulbank drücken? Muß man sie noch in den Ferien zusammenbringen?

Ließe sich eine organisch gewachsene Jungenbande denken, die Mädchen aufnähme? Oder gar eine echte, spontan entstandene Mädchenbande, mit Aufnahmeprüfungen, Rangordnungskämpfen und einer Häuptlingin? Machen wir uns doch nichts vor: Der naturgewollte Unterschied der Geschlechter ist in diesem Alter größer, als die modernen Emanzipatoren uns einreden wollen!

Der ideale Erlebnisrahmen in diesem Alter ist übrigens weniger die Großfahrt, die wohl erst für Ältere, ab 14, in Betracht kommt, sondern das 2-3-wöchige Standlager nach Pfadfinderart, das am ehesten der Lebensform der Indianer, der Eiszeitjäger, kurz, der Naturvölker vor der Erfindung des Ackerbaus entspricht. Von ihm aus unternimmt man hordenweise Streifzüge, dorthin bringt man Beute und Gefangene zurück, und dort ist man unbehelligt unter sich, in einem Klima urtümlicher Rauhbeinigkeit und Freude am Kräftemessen, falls es nicht ein paar Erwachsenen gefällt, in diese Räuberwelt auch Mädchen einzuschleusen, die dann verständnislos vor den angeblich grausamen Sitten der Knaben stehen und – vielleicht aus unterschwelliger Eifersucht – die älteren Jungen aus ihren Gruppen herauszulösen versuchen – was bleibt ihnen auch anderes übrig?

Es gibt im Französischen das Wort „Sauvagerie“. Mit „Wildheit“ wäre es nur unvollkommen übersetzt; eher meint es „Leben in der Wildnis“ oder besser „Leben nach Art der Wilden“: Drei Wochen lang ausschließlich barfuß laufen, stets im Lendenschurz, in einer Landschaft weit abseits der Zivilisation; tagtäglich inniger Kontakt mit Wasser, Wind und Sonne, mit Schlamm und Erde, Dickicht und Dornen, Sternen und Feuer.

In unserem zersiedelten, überindustrialisierten und überbevölkerten Deutschland ist das kaum möglich, eher schon in dem weit größeren und dünner besiedelten Frankreich. Dort gibt es die Sauvagerie vereinzelt noch heute, wenn auch meist heimlich und inoffiziell. Sie er-

füllt die inneren Bedürfnisse der Jungen in einer Weise, wie es kein „gemischtes“ Lager mit Mädchen jemals gewähren kann.

Wer sie je erlebte, war verblüfft über die Selbstverständlichkeit, mit der sich dort die Gymnasiasten der Großstädte binnen weniger Stunden in ein Urzeitdasein eingewöhnten, das sie niemals vorher kannten, dem sie sich aber, in den nur oberflächlich verschütteten Tiefenschichten ihres Wesens, unwiderstehlich verwandt fühlten.

Sie ertrugen die härtesten Einweihungsproben, als hätten sie schon innerlich darauf gewartet: Sie harrten stundenlang gefesselt am Marterpfahl aus; kletterten 5 Meter an astlosen Stämmen hinauf, kamen zerschunden und blutig wieder herunter; liefen nackt durch Brennnesseln; unternahm Tageswanderungen ohne jeden Proviant und ohne Schlafsack, nur von Pilzen oder Beeren lebend, schliefen zusammengekuschelt in provisorischen Laubhütten oder im Schutze überhängender Felsen – und fühlten sich dabei wohler als je in der Großstadt! Rätselhafter Atavismus – aber kein Geheimnis für den, der jemals ein Junge war. Was sollen da Mädchen?

Ein wenig von dieser Sauvagerie wäre uns heute von Nutzen. Wer jemals die Natur so nah und mütterlich erlebte, wird sie in Zukunft wohl nicht mehr verschandeln und nicht mehr zerstören; wer je erfuhr, wie köstlich ein Schluck Wasser sein kann, wird so bald kein jugendlicher Alkoholiker; wer das faire Kämpfen jemals lernte, wird so bald kein rüder Rocker werden; wer am Abend je in einer Feuerrunde saß, wird so bald nicht wieder einsam sein; wer es je gelernt hat, 20 km zu Fuß zu gehen, wird nicht unbedingt aufs Auto oder Moped schwören; und wer je erlebte, mit wie wenig ein Mensch auskommen kann, ohne dabei unglücklich zu sein, der wird dem Profit- und Konsumentenken nicht so rückhaltlos verfallen wie die meisten Wohlstandskinder von heute, wird so bald

kein kleiner Ladendieb.

Wer das Stadium der Sauvagerie in aktiver Weise durchlief, der wird für das Leben, sogar für das Leben in unserer Superzivilisation, besser gerüstet sein als der fernsehverseuchte, passive und verhätschelte Luxusknabe, der heute fast schon die Regel ist.

Was die Mädchen angeht, so mögen sie getrost ihre eigenen Lager gestalten – mit Aktivitäten, die ihnen gemäß sind und die wohl von Frauen bestimmt werden müssten. Die Sauvagerie dagegen ist nichts für sie.

1978.

Erschienen im „eisbrecher“, Heft 85, Mai 1979

Lang genug in den Zimmern

*Nach der Melodie des franz. Pfadfinderlieds
„Hé garçon, prends la barre“*

Lang genug in den Zimmern
haben wir die Tage verträumt.
Soll der Fernsehkasten doch flimmern,
uns sind lieber die Sterne, die schimmern,
und der Wald, der das Lager umsäumt.

Klares Wasser zu trinken
und Schlachten zu schlagen im Schlamm,
das sind Freuden, die jedem winken,
dem die andern Genüsse stinken
und der nicht so brav wie ein Lamm.

Unterm Zeltdach bei Regen
schläft es sich so gut wie zu Haus;
und kommen des Nachts mal verwegen
ein paar Geister, uns reinzulegen,
denen ziehn wir die Bettlaken aus!

Wie die alten Korsaren
schippern wir mit dem Floß übern See;
und treffen wir Feind und Gefahren,
so verknäulen sich kämpfende Scharen,
und es flennt keiner, tut es mal weh.

Wie die alten Indianer
schleichen wir durch Buschwerk und Strauch
und erbeuten als Mohikaner
von den Bleichgesichtern das Banner,
und die Wächter, die klauen wir auch.

Doch am Abend beim Feuer
sind die Streithähne wieder vereint;

ihre Lieder erklingen zur Feier
und besiegeln das Abenteuer,
wenn der Mond durch die Tannen scheint.

Nur in wenigen Jahren
ist das Leben so frei und so schön;
drum packt es beherzt bei den Haaren:
es ist besser, die Welt zu erfahren,
als zu Hause Däumchen zu drehn.

Neuer deutscher Text 1978, sangbar

Wir üben das Fesseln

... aber bitte in sportlicher Form! Wir vergessen nie, daß das Fesseln ein Spiel ist, das in keinem Fall zu Grausamkeiten führen darf. Richtig eingeübt und fair betrieben, macht es immer Spaß und gehört zu fast allen zünftigen Abenteuern in einem Jungenlager.

Als erstes brauchen wir weichen Untergrund: Gras- oder Waldboden, notfalls auch Sand, aber der könnte beim Rangeln in Nase und Mund geraten; besser also im Winterhalbjahr eine dicke Matte in einer Turnhalle oder eine Schaumgummimatte im Gruppenraum, was sowieso das Ideale ist. Man kann sie auch aus zwei normalen Matratzen zusammenbauen.

„Wieviel Mann sind nötig, um einem Gleichstarken, der sich nach Kräften wehren darf, die Hände auf den Rücken zu binden? Zwei? Okay, probieren wir's! Wer möchte das Versuchskaninchen sein? Olli? Gut. „

„Olli, du wehrst dich jetzt wie ein Teufel, du läßt dir auf keinen Fall die Hände nach hinten binden! Aber weder treten noch boxen, weder beißen noch kratzen, bloß raufen, kapiert? – Und jetzt zwei wackere Streiter, die ihn zu fesseln versuchen! Sven und Stefan? Okay. Hier habt ihr ein Ende Kordel, etwa einen halben Meter lang – am besten klemmt es sich einer von euch zwischen die Zähne, damit er am Anfang die Hände frei hat zur Bändigung des Opfers.

- So, nun stellt Olli sich frei in die Mitte, Stefan packt ihn am linken Handgelenk, Sven am rechten, und jetzt geben wir euch – wieviel Zeit? Sagen wir: drei Minuten. Binnen drei Minuten ist Olli an den Händen gefesselt, oder ihr zwei habt verloren. Markus, du guckst auf die Uhr und zählst laut die Sekunden, immer im Zehnertakt: 20, 30 usw., bis die 180 – also drei Minuten – voll sind. Schafft es Olli zwischendurch, sich loszureißen und abzuhauen, so müssen die zwei ihn natürlich verfolgen und

einfangen, und damit verlieren sie wertvolle Zeit. – Markus, du wartest, bis der Sekundenzeiger auf 12 steht – dann sagst du laut: Los!“

Nach drei Minuten sind alle Beteiligten „fix und foxi“, aber Olli ist noch immer frei. Sven und Stefan haben ihn zwar schnell zu Fall gebracht und am Boden festgehalten, aber dann schafften sie es nicht, ihm die Arme auf den Rücken zu biegen, besonders als Olli sich auf den Bauch warf und die Hände unter der Brust ineinander verkrallte.

„Wer probiert es jetzt? Tommi und Dennis? Genehmigt; und wer ist das Opfer? Arno? Schön, hier ist die Kordel. Markus, du guckst auf die Uhr und sagst: Los!“

Doch auch diesmal schaffen sie es nicht. „Was haben wir daraus gelernt? Daß drei Minuten und zwei Mann nicht reichen. Also mal länger, sagen wir: fünf Minuten. Wer will es probieren?“

Auch nach fünf Minuten sind die Kämpfen restlos ausgepumpt, aber geschafft haben sie es nicht. Was nun? *Noch* längere Zeit gewähren? Kaum, denn ein Geländespiel würde sich elend lang hinziehen, wenn man mehr als fünf Minuten brauchen würde, um zu zweit einen dritten zu fesseln. „Schluß für heute! Das nächstmal sehen wir weiter. Wer zuhause weiterüben will, der darf.“

Beim nächstenmal sind wir uns einig: Wir brauchen drei Mann! „Dennis, Arno, Frank – ihr drei müßt es schaffen. Markus, du bist jetzt das Opfer, du kämpfst wie ein Teufel. Diesmal stoppt Micha die Zeit.“

Und siehe, jetzt klappt es schon besser: den Dreien gelingt es ruckzuck, ihr Opfer auf den Bauch zu wälzen und dort festzuhalten; aber ihm die Arme unter dem Körper herauszuzerren, bleibt mühsam – binnen drei Minuten gelingt es nicht. Auch der zweite Durchgang mißlingt: Markus, Sven und Stefan scheitern knapp an der Aufgabe, Arno zu bändigen.

Also: Fünf Minuten! Und nun klappt es. Vor allem

deshalb, weil Stefan sich vor das liegende Opfer hockt und ihm den Kopf mit den Knien einklemmt – das macht es dem Opfer unmöglich, sich aufzubäumen oder herumzuwälzen, es nimmt ihm fast alle Bewegungsfreiheit. Natürlich bedarf es der äußersten Anstrengung aller drei, dem Liegenden die Arme unter der Brust herauszubiegen, aber sobald das geglückt ist, geht der Rest, das Kreuzen der Hände über dem Rücken und das Umschnüren ihrer Gelenke, fast automatisch. Es dauert nur seine Zeit, und die kann man durch häufiges Üben verkürzen. Nach einigen Gruppenstunden mit Fesselübungen sollten alle Knaben in der Lage sein, zu dritt einem Gleichstarken binnen fünf Minuten die Hände auf den Rücken zu schnüren.

Später kann man ihm auch noch die Füße fesseln, ihn an einen Baum oder Pfahl schleppen und daran festbinden; und auch das sollte man üben – von Natur aus kann es keiner. Der Mensch muß ja alles erst lernen: das Schreiben, das Schwimmen, das Radfahren – und auch das Fesseln. Doch wenn man's erst kann, macht es Spaß – jede Wette!

Ob man es z.B. schafft, den großmächtigen Gruppenführer zu fesseln, wenn die ganze Bande mit Hallo über ihn herfällt? Probieren geht über Studieren!

Was aber, wenn bei einem Geländespiel zwei gleichstarke Gruppen aufeinandertreffen? Woher nimmt man dann die Überzahl, um wenigstens den ersten Mann der Gegnergruppe kleinzukriegen? Antwort: Es geht nicht! Wenn z.B. acht gegen acht kämpfen und jeder sein Bestes tut und keinesfalls aufgibt, sind nach einer Viertelstunde alle total erschossen, aber noch keiner gefesselt. Es gibt nur *eine* Möglichkeit, das Gefecht zu entscheiden: Die beiden Stärksten der einen Gruppe müssen sich den Schwächsten der Gegnergruppe schnappen und ihn zu zweit in die Mangel nehmen – dann schaffen sie es binnen weniger Minuten. Und sobald dieser erste Gegner

kampfunfähig ist, können sich seine Bezwinger sofort auf den nächsten stürzen, und von da an geht es immer schneller. Doch selbst dazu ist es nötig, daß die eine Gruppe um mindestens einen Mann stärker ist als die andere: Das Fesseln im Kampf gelingt grundsätzlich nur in der Überzahl.

Habt ihr's schon mal ausprobiert? Warum nicht? Der Sommer ist lang, und noch gibt es Wälder und Wiesen.

Um 1980 für den Komm-Mit-Kalender, wo der Text jedoch mit Rücksicht auf die Mädchen unter den Lesern, nicht mehr erschien.

Als die Jungen noch Jungen waren...

Anekdoten aus raueren Zeiten

Als die Jungen noch Jungen waren und noch nicht im Sommer mit langen Hosen herumliefen, stürzten sie sich bisweilen in Abenteuer, die heutigen Knaben ganz unglaublich vorkommen müssen. Von solchen erschrecklichen Zwischenfällen wollen wir nunmehr berichten, zu Nutz und Frommen der meisten heutigen Pimpfe und ihrer Gruppenführer, denen es zu ähnlichen Erlebnissen sowohl an Phantasie als auch an Wagemut und Abhärtung gebricht. Ihre Wahrheit ist in jedem Fall verbürgt.

Als die Jungen noch Jungen waren, erzählte einer von ihnen später in seinen „Lebenserinnerungen“, die 1920 als Buch erschienen, von den wilden Spielen, die er in den Sommerferien auf dem Lande erlebte. Es ist vielleicht der früheste Bericht, den wir von Indianerspielen in Deutschland haben, und sie wurden noch nicht vom Karl-May-Lesen angeregt, sondern vom „Lederstrumpf“:

„O diese Räuberspiele... diese Indianerkämpfe in waldenden Federbüschen, Skalpgurten und fremdländischem Waffenschmuck; diese Schlachten – und Friedenspfeifenberatungen! Wütende Erstürmungen der Bergabhänge, Götzenanbetungen, Marterqualen! Wir waren eben tagelang ganz echte Indianer, wie wir auch Zigeuner-, Seeräuber- und Reiterhorden bildeten.

Einst ward ich tief im Walde als „Unkas, der Letzte der Mohikaner“, an einer Eiche schwer gefesselt; die wilden „Sioux“, eine Bande von einigen zwanzig grässlich mit Ocker, Kalk, Teer und Eigelb tätowierten Bengels, warf mit Pfeilen, Dolchen, Tomahawks nach mir in durchaus nicht lebenschonender Weise. Aber ein Unkas erträgt eben alles mit stoischem Gleichmut!

Es erschien mir aber zunächst doch als ein Glück, dass die ganze federgeschmückte Siouxbande durch ei-

nen bunten Häher oder so etwas Ähnliches in die Büsche abgelenkt wurde und mich und meine Marterqualen vergaß. Wer weiß, was sie dann weitergelockt hat. Genug, es wurde später und später. Unheimlich fiel der Abend und die Nacht in den Wald. Ich war immer noch Unkas, meine stark gebundenen Glieder schmerzten, von Loskommen war keine Rede, und ich könnte wohl noch dort im Stengower Wald als Skelett zu finden sein, wenn nicht zufällig der Förster des Reviers des Weges gekommen wäre gegen 10 Uhr abends und mich mit ebensoviel staunendem Mitleid wie grausamem Gelächter befreite.

Noch gedenke ich des Weges im Dunkeln durch den merkwürdig gespenstisch lebendigen Wald. Bald knackte es hier, bald da, bald schrie ein Vogel, huschte ein Getier durch das Unterholz. Es war mir, als leuchteten hier und da Sprühaugen aus dem Gebüsch. Es war mit einem Male sehr unheimlich, und noch weiß ich, wie ich langsam nach der schwierigen Hand des alten Försters tastete, so bange wurde mir in der undurchdringlichen Dunkelheit.

Beim Annähern an das Dorf freilich kamen die Eltern, Onkels und Tanten schon wieder mit Fackeln angezogen, um endlich nach dem kleinen Carl zu sehen. Dieser hatte trotz der Wiedersehensstunde jedoch nichts anderes zu tun, als schnurstracks auf den Häuptling der Sioux, Vetter Hermann, zuzuspringen und ihn vor den Augen der Welt gründlichst zu verprügeln! Ich glaube, mich machte weniger die persönliche Rücksichtslosigkeit so wütend als der bewiesene unerhörte Mangel an Spielernst.“

Carl Ludwig Schleich: „Besonnte Vergangenheit“, Lebenserinnerungen 1859 – 1919. Erschienen 1920.

Alle übrigen Beispiele stammen, wenn sie auf französischen Quellen fußen, aus den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg; die deutschen aus den Jahren danach.

Als die Jungen noch Jungen waren...

... gab es in den Sommerlagern ein gar zünftiges Geländespiel, welches sich „Hirschjagd“ benannte. Zu seinem Zwecke wurden ein oder mehrere Mitspieler – meist einer pro Sippe – zu „Hirschen“ ernannt, d.h. in nacktem oder nur mit Badehose bekleidetem Zustand von oben bis unten mit braunem Schlamm überkleistert, bis allein ihre Augen noch frei davon waren. Jeder Hirsch erhielt alsdann eine Trillerpfeife, eine Armbanduhr und fünf Minuten Vorsprung, um sich im Wald zu verkrümmeln – dann war er gehalten, sich vor Ablauf einer mehrstündigen Frist – meist bis Sonnenuntergang – nicht mehr blicken und vor allem nicht erwischen zu lassen, mußte aber alle fünf Minuten kräftig in die Trillerpfeife stoßen.

Fünf Minuten später stob die ganze Meute, d.h. die übrige Lagerbesatzung, hinter ihm her und versuchte, ihn einzuholen, einzukreisen und zu fangen. Ließ sich ein Hirsch vor dem Ablauf der Spielzeit erwischen, so wurde er an Ort und Stelle an einen Baum gebunden und mußte so lange dort ausharren, bis der letzte Hirsch gefangen oder die Spielfrist verstrichen war. Dann wurde er befreit, ins Lager zurückgeschleppt und in hohem Bogen ins Wasser geworfen, zur dringend benötigten Reinigung.

Wer jedoch die Jagd bestanden hatte, ohne sich fangen zu lassen, wurde zum Ehrenhirsch ernannt und durfte seine Schlammkruste behalten, solange er wollte. Es war Ehrensache, daß jeder mal Hirsch war im Laufe des Lagers – zu der Zeit, als die Jungen noch Jungen waren.

(mitgeteilt von Edouard Bourise, Rouen)

... gab es ein bewährtes Mittel, einem Knaben die Dunkelangst abzugewöhnen, wenn er, trotz mehrfacher Nachtwanderungen mit seinen Gefährten, immer noch Schieß davor hatte, nächtens allein durch die Wälder zu tigern.

Man schleppte ihn dann, bei einbrechender Dämmerung, gewaltsam ein Stück aus dem Lager hinaus, stets auf einem Weg, der ihm vom Tage her geläufig war. Am Zielort angekommen, mindestens eine Viertelstunde vom Lager entfernt, band man ihm mit mehrfachen dicken Knoten die Füße zusammen, sorgte dann dafür, dass er kein Messer bei sich hatte, und ließ ihn mit ungefesselten Händen dort sitzen, in ziemlicher Finsternis, so dass er zunächst eine Weile damit zubringen musste, seine Fußfesseln aufzudröseln.

Inzwischen waren die anderen spurlos in Richtung Lager verduftet, legten sich aber mitunter versteckt auf die Lauer, um das Benehmen des Angsthansen zu beobachten, denn dieser musste ja wohl oder übel zum Lager zurück, immer auf dem ihm vom Tage her bekannten Weg.

So lernte er bald, das Nachtdunkel nicht mehr zu fürchten, und war nach einigen Lektionen solcher Art auf Lebenszeit von seiner Dunkelangst befreit – zu der Zeit, als die Jungen noch Jungen waren.

(Aus Frankreich)

...wollte man einst ein Nachtgeländespiel abhalten. Aber kurz vor dessen Beginn setzte strömender Regen ein. „Wollen wir’s deshalb verschieben?“ Nichts da! Seit wann haben Jungen Angst vor Regen? Sind wir denn wasserscheu? „Pfadfinder findet bei jedem Wetter statt!“

Also brach man auf, in zwei Parteien, mit übergeworfenen Ponchos, und stiefelte los in die tiefende Finsternis. Nur einer der Knaben bummelte auffällig langsam am Schluß der Kolonne dahin, ließ den Abstand immer größer werden, verlor schließlich ganz den Kontakt, schlich heimlich ins Lager zurück, kroch in sein Zelt, in seinen Schlafsack – und ließ Regen Regen sein...

Eine Stunde später kamen die andern zurück, mehr oder minder durchnäßt, denn Gummistiefel waren da-

mals nicht üblich, und fanden zu ihrer Empörung ihren Verdacht bestätigt: Der Verschollene pennte friedlich in seinem Schlafsack, und draußen goß es noch immer!

Warte, du Waschlappen! Raus mit ihm aus der Pennüte, Stricke her, und schon war er an Händen und Füßen gefesselt und wurde, trotz seines Gejammers, er sei erkältet, ins Freie geschleppt und aufrecht am Lagermast angebunden.

Da stand er nun, in seinem hellen Schlafanzug, der sich allgemach mit Regen vollsog, und um ihn herum, ein schweigender Säulenwald, die anderen seiner Sippe, vollzählig, mit Ponchos und Pfadfinderhüten, von deren Krepfen gleichmäßig das Wasser troff.

Der Chef kam vorbei, bemerkte die Szene, kapierte sie und sagte laut: „Ich sehe nichts!“ Denn er hatte Verständnis für die Formen der Selbsterziehung, die in einer guten Gruppe wirksam sind.

Nach mehr als einer halben Stunde war der Gefangene tiefend durchnäßt, und wie auf Kommando verkrümelten sich plötzlich die Wächter. Nur er selber stand noch immer als helle Gestalt am Fuße des Mastes, mit gesenktem Kopf und ohne ein Wort. Er stand vielleicht noch fünf Minuten so; dann kam sein bester Kamerad verstohlen aus dem Zelt gehuscht und band ihn los.

Es heißt, er habe sich seitdem vor keinem Wetter mehr gedrückt und alle folgenden Geländespiele wacker mitgemacht – zu der Zeit, als die Jungen noch Jungen waren.

(Selbst erlebt 1964)

...gab es barbarische Wettbewerbe, bei denen sich den Heutigen die Haare sträuben würden. Da bestand z. B. eine berüchtigte Mutprobe daraus, daß der Führer einen bestimmten Gegenstand, meistens ein Fahrtenmesser mitsamt der Scheide, mitten in ein großes Brennessel-

oder Dornendickicht warf; und die Wettkämpfer, die unbekleidet im Kreis um das Dickicht standen, mußten auf Kommando hinein, um das Messer zu suchen und wieder herauszubringen.

Es war erlaubt, um die Beute zu raufen – wer sie als erster herausbrachte, d.h. mit ihr einen Kreis aus Seilen überschritt, mit dem man das Dickicht umgrenzt hatte, schied siegreich aus, und für die anderen begann der zweite Gang, bis hinab zum allerletzten Kämpfer, der dann etwa 3-5 mal die Ehre gehabt hatte, sich unbekleidet in die Nesseln zu stürzen, und einen besonderen Preis oder Titel dafür bekam.

Gewöhnlich fand diese Probe am Vormittag statt, damit der Schmerz, den die Nesseln verursachten, bis zum Abend wieder abklingen und den Kämpfern das Schlafen gestatten konnte – denn ausreichend Schlaf benötigte man auch in der Zeit, als die Jungen noch Jungen waren.

(Aus Frankreich)

... hatten etliche Sippen im Lager die Angewohnheit, ihre Sippenecke mit einem Kordelzaun gegen das übrige Lagergelände abzugrenzen – und provozierend verlauten zu lassen, wer diese Absperrung unbefugt überschreite, dem drohe zumindest der Tod.

...gab es dennoch immer wieder Knaben, die dieses Verbot bewußt übertraten, nur um auszuprobieren, was dann mit ihnen geschähe, nach dem Motto: „Besser ein unangenehmes Erlebnis als gar keins!“ Und in diesem Sinne wurden sie denn auch bedient.

Man fing sie nämlich ein – oft erst nach Tagen, falls es ihnen gelungen war, sich anfangs den Nachstellungen der Beleidigten zu entziehen – , und hielt dann ein strenges Gericht über den Übeltäter. Er hatte die Wahl, entweder der beleidigten Sippe einen ganzen Tag lang als

„Sklave“ zu dienen und bedingungslos alles zu tun, was man ihm auftragen würde, oder aber einen vollen Tag am Marterpfahl zu verbringen, nachdem man ihn bis auf die Badehose ausgezogen und mit einer Mischung aus Ruß und Bratfett beschmiert und gefesselt im ganzen Lager herumgeführt hatte.

Meistens wählte er, schon aus Erlebnishunger, das Sklavendasein. Er mußte dann der fremden Sippe z. B. die Schuhe putzen, mußte Holz zum Feuer sammeln, Wasser holen, Töpfe und Eßgeschirr spülen, den Hordenpott schrubben usw.

Oder, falls an jenem Tag ein Ausflug vorgesehen war, hatte er den schwersten Rucksack von allen zu schleppen, und sobald man aus dem Lager war, zog man ihm die Schuhe aus, hängte sie ihm an den Senkeln um den Hals und ließ ihn barfuß hinter den anderen hertippeln.

Ging es bei der Mittagsrast oder am Abend ans Essen, so durfte der Sträfling erst speisen, wenn die anderen satt waren, und was sie ihm übrigließen. Er durfte es außerdem nur auf den Knien verzehren, ohne Gabel und Löffel, bloß mit den Fingern.

Biwakierte man in jener Nacht im Freien, so wurde er in Rufweite an einen Baum gebunden, meist im Sitzen, damit er zwar schlafen konnte, aber nicht allzu bequem. Erst nach der Rückkehr ins Lager wurde er wieder freigegeben – und war stolz, diesen Tag überstanden zu haben, und übrigens ganz ohne Groll, denn er hatte es ja aus Erlebnishunger selbst darauf ankommen lassen – zu der Zeit, als die Jungen noch Jungen waren.

(Aus Frankreich)

...gab es in den Sommerlagern eine besonders zünftige Art, den Geburtstag eines Sippenmitglieds zu begehen. Es wurde dann bis auf die Badehose ausgezogen – manchmal auch noch weiter – , und dann zählte man

ihm seine Jahre, eines nach dem andern, mit der flachen Hand auf seinen Allerwertesten, damit es von nun an nie mehr vergesse, wie alt es schon sei.

Im Anschluß daran wurde es, um den erhitzten Hintern wieder abzukühlen, an allen Vieren aufrecht zwischen zwei Bäume oder Pfähle gebunden und von oben bis unten mit der dicksten und schwärzesten Matsche bekleistert, die am Orte zur Verfügung stand, und es wurde erst entfesselt, wenn die Schlammschicht ganz und gar getrocknet war.

Manchmal wurde diese Sitte auch von dem Geburtstag abgetrennt und auf die Allgemeinheit ausgedehnt – dann kam an jedem Tag ein anderer aus der Sippe dran, und auch die Älteren, die Führer wurden in gewissen Lagern nicht verschont – was für solche, die schon über 30 waren und natürlich nicht von den Jungen, sondern von älteren Führern mit einem entsprechenden Schinkenklopfen beglückwünscht wurden, eine ziemlich harte Probe war. Doch auf diese Weise hielt man sich mit Sicherheit Erwachsene vom Leibe, die nach Meinung der Trupps schon ein bißchen zu alt waren – in der Zeit, als die Jungen noch Jungen waren.

(Deutsche Quelle)

...kohtete einst eine Horde im Grunewald, vor den Toren Berlins. Noch spät in der Nacht saß man im Schwarzzelt am Feuer, sang und erzählte, als plötzlich von draußen verdächtige Laute zu hören waren – offenbar wollte da jemand den Wimpel klauen, der an schräger Leine über der Kohte hing.

Sofort gab die singende Gruppe sich untereinander verschwiegene Zeichen, während sie nach außen hin beflissen weiterklampfte und sang, und traf ihre Vorbereitung. Und als draußen gerade das heimliche Niederholen des Wimpels begann, dicht neben der Kohte, griff man

mit mehreren Armen blitzartig unter der Plane hindurch, erwischte tatsächlich das Fußgelenk eines der draußen Hantierenden, und zwei oder drei andere stürzten zugleich durch den Ausgang ins Freie und fielen über ihn her; der zweite Wimpeldieb, denn es waren zweie gewesen, entkam in die Dunkelheit.

Nun, auch der eine genügte. Es war ein .Pfadfinder aus einem nahe gelegenen Lager, der auch offen zugab, den Wimpel haben mopsen zu wollen, wie es damals üblich war. Doch er hatte sich dabei erwischen lassen, und solches verlangte Bestrafung.

Er wurde also im Triumph in die Kohte geholt und zunächst in einer Art von Hockstellung gefesselt. Dann zog man ihm die Hosen aus, schob ihm einen Stock durch die Kniekehlen, hob ihn daran hoch und hielt ihn eine Weile über das Feuer, um ihm seine Hinterbacken aufzuwärmen. Wenn er schrie, hieß es nur trocken: „Schrei ruhig weiter, das ist gut für die Lungen – besonders bei so einem Säugling wie dir...“

Dann, als sein Hinterteil sattsam gerötet war, gab es eine Runde Schinkenklöpfen, die in diesem Fall besonders wirksam war. Dann zog man dem Gefangenen die restlichen Kleidungsstücke aus, schnürte sie zu einem strammen Knäuel zusammen, stopfte es ihm in die Hände, die auf dem Rücken gefesselt waren, und schickte ihn so, barfuß und nackt, in sein Lager zurück, einige Kilometer weit in der Nacht.

Das homerische Gelächter, das dem Ankömmling bei seinen Gefährten entgegenschlug, mag man sich vorstellen. Dabei konnte er noch von Glück sagen, daß man ihm nicht zusätzlich den halben Schädel kahlgeschoren, ihm z. B. einen Irokesenschnitt verpaßt hatte, denn auch das war damals als Bestrafung denkbar.

Die Horte aber brach alsbald die Kohte ab und verlegte sie schleunigst an eine entlegene Stelle, um der Strafexpedition der Pfadis, die natürlich noch zur selben Stunde

aufbrach, zu entgehen – so clever war man nämlich auch dazumal schon, in der Zeit, als die Jungen noch Jungen waren.

(Aus deutscher Quelle 1966)

...gab es einen gar grausamen Zweikampf, den man meist nur austrug, wenn im Lager einmal Langeweile herrschte oder zwei Streithähne arg aneinandergeraten waren. Man legte dann am Boden einen Kreis aus Seilen aus, und in diesen Kreis begaben sich die beiden Kämpfer. Beide mußten möglichst gleicher Größe sein, und sie waren entweder unbekleidet oder mit gleichgroßen Turn- oder Badehosen angetan.

In den Händen hielten sie jeder ein zu einem dünnen Strang zusammengedrehtes, klatschnasses Halstuch, und mit diesem hatten sie sich gegenseitig zu vermöbeln, bis einer von ihnen freiwillig den Kreis verließ. Wollte ihn keiner von beiden verlassen, obwohl sie am ganzen Körper krebsrot waren, so erklärte man ein ehrenvolles Unentschieden.

Die Älteren und Führer pflegten solchen Kämpfen unauffällig aus der Ferne zuzusehen, aber nur im Notfall einzugreifen – sie respektierten die gewachsenen Bräuche der Gruppen und würgten nicht gern etwas ab, das von den Jungen selber kam und ihren ungesteuerten Bedürfnissen entsprach. Sadismus? Über dies Wort hätte man dazumal höchstens gelacht.

...gab es zu diesem Duell eine Variante, die daraus bestand, daß man den Kämpfern die Hände auf dem Rücken zusammenband, sie dicht voreinander aufstellte und ihnen ein Bündel aus Brennesseln und dünnen Dornenranken, mit Bindfaden zu einem losen Ballen geschnürt, vor die Brust klemmte. Dann galt es, den Gegner mit aller Gewalt aus dem Kreis zu drängen, ohne daß das Bündel zu Boden fiel.

Bei den echten Indianern war es übrigens anstatt des Bündels ein Stück glimmender Holzkohle – aber das sei nur am Rand vermerkt und wurde nicht einmal in jenen Zeiten praktiziert, als die Jungen noch Jungen waren.

(Aus Frankreich)

...gab es in den Sommerlagern eine ehrenvolle Mutprobe, der man sich freiwillig unterziehen konnte: Der Kandidat wurde in finsterner Nacht, unbekleidet und nur mit zwei Streichhölzern und der entsprechenden Reibfläche ausgerüstet, zu einem mehrere Kilometer entfernten Geländepunkt geschickt, den er vom Tage her kannte, etwa einem besonders markanten Baum. Dort fand er, in einigen Metern Höhe befestigt, mehrere Federn oder Stoffbänder vor, alle von verschiedener Farbe, die man aber in der Nacht nicht auseinanderhalten konnte.

Der Prüfling mußte also erst einmal ein Feuer machen, bei dessen Flackerschein in den Baum hinaufklettern – in unbekleidetem Zustand eine hübsch kratzige Sache – , dann beim Schein des Feuers das Band mit der richtigen Farbe heraussuchen, wieder hinunterklettern, das Feuer löschen und schließlich mit seiner Trophäe den Heimweg antreten.

Auf dem Heimweg aber, das wußte er, drohten ihm etliche Hinterhalte: Das halbe Lager war im Wald verstreut und lauerte ihm auf. Gelang es ihm nicht, diesen Anschlägen zu entgehen, und ließ er sich fangen, so wurde er schmäählich ins Lager zurückgeschleppt, dort für eine Stunde an den Marterpfahl oder einen Baum gebunden und zur Strafe mit Brennnesseln „gestreichelt“. Dann durfte er seinen Versuch ein zweitesmal wagen, freilich nur, indem er diesmal die Trophäe wieder hintragen und an der alten Stelle befestigen mußte – ohne Feuer, wenn er wollte, und ohne daß man ihm nochmals den Rückweg verlegte. Schon im nächsten Lager durfte er es abermals

probieren – in der Zeit, als die Jungen noch Jungen waren.

(Aus Frankreich)

...gab es ein „Waldläuferheft“ mit dem Titel „Das Großspiel“, aus dem man noch heute entnehmen kann, was man damals, in den 50er Jahren, bei der klassischen Pfadfinderei unter Geländespielen verstand. Heutigen Jungenführern oder besser –langweilern würde es wohl die Haare zu Berge treiben.

Da ist von einer idealen Spieldauer von 24 Stunden die Rede, möglichst von 18 Uhr an; von befestigten Lagern, die von beiden Parteien in der sinkenden Dämmerung errichtet und von Spähtrupps der Gegenpartei erkundet werden. Von Jagdtrupps wird gesprochen, die diese Spähtrupps abfangen sollen – wörtlich: „Der Jagdchef überzeugt sich, ob sein Volk mit Stricken zum Fesseln und alten Zeltbahnen oder Säcken ausgerüstet ist, um jemanden geräuschlos abzuschneiden, indem man ihm das Ding über den Kopf wirft.“ Und man liest vom Angriff in der Morgenfrühe, etwa zwischen drei und vier. Natürlich werden auch die wochenlangen Vorübungen auf Sippenebene beschrieben, die einem solchen Großspiel voraufgehen müssen; und dann heißt es wörtlich, auch wenn die Chefideologen der meisten heutigen Bünde so gleich von Sadismus zu zetern beginnen, weil sie zu wenig Ahnung von Jungen haben:

„Im Kampf wird nicht geboxt und geschlagen, sondern zugegriffen, außer Gefecht gesetzt, gefesselt... Außer Gefecht ist, wer sich nicht mehr wehren kann, also wer gefesselt ist. Natürlich darf er sich losmachen, wenn er kann. Lebensfäden – um den linken Oberarm oder sonstwo – als Zeichen des Ausscheidens sind Spielmittel für Kindergärten... Bei einem Großspiel gilt nur „Tod durch Fesseln“. Das ist auch schon nötig, damit das Spiel das

erforderliche Risiko hat. Was für ein Risiko besteht schon darin, wenn man ein Fädchen vom Arm abgerissen bekommt! Aber wenn man fünf Stunden an einen Baum gebunden stehen oder zum Päckchen verschnürt irgendwo liegen muß, das ist schon ein Risiko, das zu vermeiden man sich anstrengt.“

Das Wort „Risiko“ im Mund eines Pädagogen – Welch eine Sensation wäre es heute! Oder gar der letzte Satz aus dem bewußten Heftchen, der hier zitiert sei: „Ein Jagdtrupp sucht Gefangene, die im Wald liegengelassen wurden, weil sie sich besonders heftig gewehrt haben. (Nie einen allein im Wald liegen lassen, immer mindestens zwei Jungen!)“.

In französischen Indianerlagern gab es übrigens eine Mischform zwischen den wölflingshaften „Lebensfäden“ und dem zünftigeren „Tod durch Fesseln“: Wurde einem Gegner der Lebensfaden abgerissen, so hatte er sofort für die Dauer einer Minute „bewusstlos“ zu sein: schlaff am Boden liegen zu bleiben und sich nicht zu rühren. In dieser Minute durfte ihn dann sein Bezwinger in aller Eile fesseln. Schaffte er das nicht binnen einer Minute, so erwachte der „Bewusstlose“ wieder zum Leben und kämpfte weiter.

Wie man diese Minute abmaß? Indem der „Bewusstlose“ 15 Mal laut und deutlich den Spruch aufsagte: „Manitou, großer Geist, erwecke mich wieder zum Leben – eins! Manitou, großer Geist... zwei! Manitou... drei!“ usw., bis 15 laut mitgezählt. Vielleicht genügten auch 12? Das wurde dann vorher festgelegt, und natürlich musste der Besiegte so fair sein, in dieser Frist vollkommen stillzuhalten.

Soll man sie bedauern, die Jungen von damals, oder eher beneiden? Haben solche Spiele ihnen geschadet? Man frage doch mal die 12-Jährigen von heute: Ob sie

nicht, nach anfänglichem Stutzen, geradezu gieren nach Abenteuern von der Art, wie sie damals sogar bei christlichen Pfadfindern in Blüte standen – zu der Zeit, als die Jungen noch Jungen waren?

Teilweise erschienen im „eisbrecher“ 88, 1980

Die Geschichte vom Jungenmörder

Selbst erlebt und in einem Brief berichtet von G.G. (17) aus Hamburg

Auf meiner ersten Fahrt, eigentlich keine richtige Fahrt, weil es nur etwa 20 Kilometer von hier waren, sollten zwei von uns, ein 13-jähriger Junge und ich, vormittags fürs Feuer Holz holen gehen. Ich kannte mich natürlich nicht in dieser Gegend aus, aber mein Nebenmann wußte schon gut Bescheid.

Wir waren schon ein ganzes Stück vom Lager entfernt, da sagte er plötzlich zu mir, daß er mal kurz im Wald verschwinden müsse. Ich blieb am Wegrand stehen und wartete. Da tauchten hinter mir auf einmal zwei etwa 14jährige Jungen auf, die ich nicht kannte. Einer hatte seine Schleuder auf mich gerichtet und sagte, ich solle ganz still sein, sonst würde ich die Ladung sofort ins Gesicht kriegen. Eh ich mich versah, waren mir die Hände auf den Rücken gefesselt. Dann wurde mir ein Halstuch um die Augen gebunden, und ich wurde in der Mitte der beiden abgeführt.

Ich fühlte ihre kräftigen Hände an meinen Oberarmen. Ich wußte, eine Flucht war zwecklos. Sie erzählten sich, daß sie heute Glück hätten, mich zu finden, weil ich ein neues Opfer sein sollte. Ein neues Opfer für einen Jungenmörder!

Ich sollte also sterben. Noch nie hatte ich in meinem zwölfjährigen Leben soviel Angst. Es war aus mit mir; darum dachte ich jetzt nur noch an Schreien, so laut es geht. Soll mir der Junge mit der Schleuder doch ruhig ins Gesicht schießen, wenn sowieso alles aus ist! Ich schrie um Hilfe, so laut ich konnte. Es half aber nichts. Ich wurde nur zu Boden geworfen, und einer der beiden sagte, daß es hier keinen Zweck mehr hätte, zu schreien, ich würde den Jungenmörder nur anlocken. Der sogenannte Jungenmörder würde hier in dieser Gegend sein Unwe-

sen treiben, und die beiden würden nur deshalb noch leben, weil sie ihm ständig neue Jungen als Opfer brächten.

Wenig später wurde ich an einen Baum gefesselt. Vorher mußte ich bis auf meine Lederhose alles ausziehen. Vielleicht hätte ich Glück, wurde mir gesagt, und er würde heute nicht in den Wald kommen und nach einem neuen Jungen suchen. Aber vielleicht würde er doch kommen, weil er mein junges Fleisch riechen würde, denn ich war ja nun fast nackt. Die Jungen sagten mir noch, daß es ihnen leid tue und daß sie es nur deshalb machen müßten, weil sie sonst auch schon tot wären. So ließen sie mich am Baum gefesselt zurück.

Ich konnte nicht sehen, wo ich war, da ich ja ein Halstuch um die Augen hatte. Als ich die Jungen nicht mehr hörte, versuchte ich noch ein paarmal, um Hilfe zu rufen, aber es tat sich nichts. Mir liefen die Tränen. Ich wartete auf mein Ende, aber nichts geschah.

Es wurde wärmer. Mittlerweile schwitzte ich. Wohl eine halbe Ewigkeit war ich an diesen Baum gefesselt, bis ich jemanden hörte, der sich näherte. Plötzlich sagte eine Männerstimme: „Hier bist du also“, oder so ähnlich. Ich dachte nur: Der Mörder! Da ich im ersten Moment nicht erkannte, daß es sich um unseren Anführer handelte, schrie ich erstmal um Hilfe, denn ich dachte, gleich würde ich tot sein. Doch dann wurde mir das Halstuch vom Kopf genommen, und ich erkannte unseren Anführer.

Ich war so erleichtert, daß ich erstmal weinte. Die Fesseln wurden mir abgenommen, und ich konnte mich wieder anziehen. Unser Anführer rief plötzlich zu den anderen, die in der Nähe waren, daß er mich endlich gefunden hätte. Eine johlende Jungenhorde kam auf uns zu. Ich wurde freudig in die Arme genommen und hochgehoben. Ich mußte jede Einzelheit erzählen. Ich wußte zu der Zeit ja noch nicht, daß Hendrik, der Junge, der mit mir das Feuerholz suchen gegangen war, und unser Anführer

über alles Bescheid wußten. Auch die Jungen, die mich gefangen genommen hatten, waren angeheuert gewesen. Sie stammten aus einer Jungengruppe eines in der Nähe liegenden Schullandheimes: echt gute Schauspieler.

Später war ich ziemlich sauer auf unseren Anführer, als ich herausbekam, daß alles abgesprochen war, und ich muß sagen, die Geschichte ist mir bis heute noch peinlich. Habe ich doch tatsächlich die Story über den Jungenmörder geglaubt.

(Um 1995)

Der Lagergeist geht um – die Hohe Schule des Entführens

Wir stehlen das Wertvollste, das es auf dieser krummen Erde gibt: lebendige Knaben! Und zwar nachts – und immer so, daß keiner am Morgen weiß, wer es war. Es ist das größte Abenteuer, das ein Lager bieten kann, und ein bleibendes Erlebnis für die Diebe wie für den Verschleppten; zugleich aber eine der schwierigsten Unternehmungen, die wir kennen. – Deshalb üben wir das Kidnappen schrittweise ein, und zwar so:

Erster Schritt: Irgendein Erzählfreudiger berichtet am abendlichen Lagerfeuer, daß hier in unmittelbarer Nähe böse Unholde ihr Wesen trieben und harmlose, schlafende Knaben nächtlings zu entführen trachteten. Morgens finde man sie stets irgendwo wieder, in gefesseltem, sonst aber wohlerhaltenem Zustand. Schließlich kapiert auch der Dümme im Lager, daß das Ganze ein spannendes Lagerspiel ist, und braucht nicht nach Papa und Mama zu weinen, wenn es ihm widerfährt.

Zweitens: Dagegen gebe es probate Mittel, nämlich sich zu wehren und nach Möglichkeit zu schreien. Sobald nämlich der erste Schrei die Zeltgenossen oder die Lagerwache mobilisiere, müssten die Dunkelmänner entfliehen; denn wenn sie erkannt würden, hätten sie später mit nächtlichen Gegenbesuchen zu rechnen, und das werde dann unangenehm.

Drittens: Trotzdem machen sich nun ein paar böse Buben auf in den nächsten Ort und erreichen durch freundliche Bitten in einer Autoreparaturwerkstatt, daß man ihnen ein paar alte Schläuche eines mittelgroßen LKW überläßt. Und, wenn möglich, noch als Dreingabe ein Stück roten Schlauchs, der aber auch vom Fahrradhändler oder einer Müllkippe geholt werden kann. Zudem erstehen sie ein Tübchen Gummikleber, 50 Pf.

Viertens: Im Geheimquartier der Gangster werden die-

se Schläuche nun in etwa 20 cm lange, röhrenförmige Stücke geschnitten und diese zu gruseligen Gesichtsmasken verarbeitet. Mit einer Schere schneidet man vorsichtig (zwischendurch immer wieder anprobieren!) ein dreieckiges Loch für die Nasenspitze, ovale Augenlöcher sowie einen Mund hinein. Am Hinterkopf kann man den Schlauch durch einen großen Querschlitzz und evtl. zusätzliche Löcher lockerer machen. Was am Nacken herunterhängt, wird schräg zum Kinn hin weggeschnitten – die Maske braucht nur vorne 20 cm hoch zu sein, am Hinterkopf genügen zwei waagerechte Gummistege in etwa 3 cm Abstand, die den Hinterkopf oben und unten umschließen. Augenbrauen oder Brillenringe, rote ‚Haare‘, Ohren oder Bart lassen sich durch Aufkleben roter Stücke wunderbar hervorzaubern. Diese Masken bleiben nach dem Lager als stimmungsvolles Andenken erhalten. Spätestens im Karneval gibt es neue Verwendung für sie: als mittelalterliche ‚Henkermasken‘.

Fünftens: Zu mitternächtlicher Stunde brechen die maskierten und dunkel gewandeten Räuber zum ersten Training auf: mindestens zu zweit. Einer mit einer (sorgfältig abgeblendeten) Taschenlampe bewaffnet, der zweite mit einem dicken Filzschreiber. Vorsicht – die Wache darf nichts davon merken, denn solches nächtliche Treiben ist strengstens verboten. Niemand darf am Morgen wissen, wer es war – es war am Ende stets der ‚Lagergeist‘. Vorsichtig öffne man das Zelt, denn es könnte ja ‚geladen‘ sein: mit hängenden Konservendosen, Flaschen, schräggestellten Brettern und ähnlichen Lärminstrumenten.

Sechstens: Erfahrene Oberräuber zischen jetzt, ihre Stimme verstellend, möglichst aufgeregt ins Zelt: „Hallo, Leute, ist von euch noch jemand wach?“ – Antwortet jemand mit ‚Ja‘, so schnauze man: „Dann wird es aber Zeit, daß du pennst!“ – und entschwinde halbleise. Durch dieses Mittel testet man, ob alle fest schlafen.

Siebtens: Ist jedoch gesundes Schnarchen die einzige

Antwort auf die erregte Frage, so gehe man hurtig ans Werk: Man lasse die Taschenlampe aufblaken und leuchte umher, um das günstigste Opfer zu erspähen. Diesem nähert sich der Maler, und beim schwachen Schein der Lampe beginnt das tückische Werk: Zarte Striche auf beide Backen, auf Stirn und auch Kinn. Bewegt sich das Opfer ein wenig, so unterbreche man die Arbeit, lösche das Licht und verharre 30 Sekunden in dunkler, aber andächtiger Stille. Dann geht die Arbeit seelenruhig weiter. Schuhcreme ist verpönt, weil sie die Wäsche verschmiert; Zahnpasta minder, doch ihr scharfer Geruch könnte den Schläfer wecken – am besten ist immer noch Filzschreiber.

Achtens: Eine höhere Trainingsstufe stellt das Aufkleben von Heftpflasterstreifen dar. Auf die Backe, die Stirn oder, bei „Beatles“, auf die allzulangen Haare – nur die Schere erlöst den geschändeten Knaben am anderen Morgen. Künstlerisch begabte Gespenster verzieren das Pflaster zuvor noch mit sinnigen Aufschriften oder Gemälden (Totenkopf etc.). Wird ein Schläfer wach und schreit Alarm, so verschwinden die Geister ohne Hast ins Freie, aber nicht in der Richtung ihres eigenen Zeltes – das wäre verräterisch –, sondern in eine andere, und kehren dann ohne Masken als friedliche ‚Nachtwanderer‘ auf Umwegen zum eigenen Wigwam zurück.

Neuntens: Die vorletzte Trainingsstufe ist das Fesseln eines Schlafenden. Wenn eine seiner Hände frei hängt, verbinde man diese durch geeignete Stricke mit der Hand eines benachbarten Schläfers. Oder binde beide Hände aneinander, auf der Brust oder auf dem Rücken – ein Meisterwerk! Sehr gelungen ist es auch, ein freies Bein oder beide mit einer Zeltstange oder einem zweiten Opfer zu verbinden.

Zehntens: Nach diesem Training kann das Kidnappen eines schlummernden Säuglings versucht werden. – Methode A: Den Kerl mitsamt dem Bettgestell vorsichtig aus

dem Zelt tragen. – Oder B: eine selbstgebastelte Tragbahre hinter oder neben dem Zelt auf den Boden setzen, den Schläfer unter der angehobenen Zeltbahn hindurch mit samt seiner Matratze auf diese Unterlage ziehen und dann sachte waldwärts tragen – C: Ganz hartnäckige Fälle umstelle man mit fünf starken Gespenstern: Vier Gesellen umklammern Arme und Beine des Opfers, während der fünfte grausam mit einem Kissen dessen Mund verschließt, wenn dieser sich, was sehr wahrscheinlich ist, zum Schreien öffnen will.

Elftens: Das Opfer wird nun rasch, aber leise hinaus in die Finsternis transportiert. Um seine Angst und seine Atemnot zu beenden, flüstere man ihm unterwegs ins Ohr, daß man ihm Luft lassen werde, wenn es verspreche, ganz ruhig zu bleiben und nicht zu schreien – dies Angebot wird meistens akzeptiert. Zugleich wird ihm ein dunkler Pullover o. ä. über den Kopf gezogen, damit es nicht merkt, wo die Reise hingeht und wer die Maskierten wohl sein könnten. Flüsterstimme ist für alle Räuber selbstverständlich.

Zwölftens: An einem sicheren Ort, fern von den Wachfeuern, bindet man der Leiche provisorisch die Hände auf den Rücken und führt sie dann auf Umwegen in ein leeres Zelt (vorher ausgewählt und hergerichtet) oder sonst ein trockenes und sicheres Gehäuse, wo zwei Wächter mit ihren Schlafsäcken bereitstehen, um das Bürschlein bis zum Morgen zu bewachen. Hier wird der Gefangene so gefesselt, dass er bei Bedarf schlafen kann: Auf dem Bauch oder Rücken liegend, warm genug zugedeckt und ohne schmerzende Einschnürungen irgendwo an den Gliedern. Diese Schlaf-Fesselung probiere man zuvor am eigenen Leibe aus: Wer nicht drei Stunden bequem in ihr verharren kann, ist falsch verarztet worden.

Dreizehtens: Nun bietet man dem Opfer die Wahl: Knebelung für den Rest der Nacht – oder Ehrenwort, nicht um Hilfe zu schreien. Ich kenne keinen Knaben, der

den Knebel vorzöge. Der Entführte hat ja inzwischen begriffen, daß ihm nichts Schlimmes geschieht, und erträgt sein Schicksal mit Ergebung. In solchen Lagen zeigt sich sein Charakter, seine Tapferkeit.

Vierzehntens: Rechts und links neben dem Gekidnapten richten sich die beiden Wächter, die ihn für den Rest der Nacht bewachen sollen, zum Schlafen ein. Eine ‚spanische Wand‘ aus Matratzen, Koffern, Brettern o.ä. verhindert, daß der Gefangene sie erkennt. Dann wird ihm der Pullover vom Kopf gezogen – es atmet und schläft sich so besser. Beide Wächter haben u. a. die Aufgabe, ihren Schützling zu entfesseln und vors Zelt zu führen, wenn er mal muß; seine Füße bleiben dabei gebunden und die Wächter maskiert.

Fünfzehntens: Morgens gegen sieben, wenn es im Lager munter wird, verziehen sich heimlich die Wächter und lassen den Gefangenen liegen – er wird nur noch wenige Minuten zu schmachten haben, denn seine Zeltgenossen sind schon unterwegs, ihn zu suchen. Reicht der Wald bis dicht hinter die Zelte, so binde man den Gefangenen um sieben Uhr früh wieder los – nur die Hände bleiben hinten gefesselt –, verbinde ihm die Augen und führe ihn auf Umwegen durch den Wald hinter sein eigenes Zelt. Dort informiere man ihn flüsternd, wo er sich befinde, und überlasse ihn sich selbst. Er darf nun um Hilfe schreien und wird binnen kurzem entdeckt und befreit. Wenn alles geklappt hat, weiß er bis heute nicht, wer ihn entführte – das ist die Hohe Kunst des Kinderstehens.

Sechszehntens: Auch böse Listen sind bei Räufern üblich. Man sucht sich z. B. ein geeignetes Opfer im Zelt, weckt es erst sanft, dann ungeduldig und flüstert ihm zu: „Heh, aufstehen! Du bist doch der Frank? Du sollst sofort zur Wache kommen zur Ablösung, einem von den anderen ist schlecht geworden“, oder einen anderen geschickt erfundenen Vorwand. Draußen in der Finsternis lauern

dann hinter der nächsten Ecke die Nachtgeister, und von da an geht es, wie bisher, am Schnürchen.

Es soll Gruppenleiter geben, die einen besonderen ‚Draht‘ zum Lagergeist haben und ihm bestimmte Knäblein ihrer Gruppe zur nächtlichen ‚Fürsorge‘ empfehlen – meist nicht ohne Grund. Solche Knaben findet man dann morgens oft mit zünftiger ‚Kriegsbemalung‘ vor – mit viel Seife und Wasser geht sie wieder ab.

Auch wer nicht mit will auf eine Nachtwanderung und allein im Zelt zurückbleibt (aus Angst oder Faulheit), darf mit dem Besuch des Lagergeistes rechnen. Unter Umständen findet die zurückkehrende Gruppe dann an seinem Platz ein Zettelchen: ‚Euer Mann hat eine Schwäche für nächtliche Wildbeobachtung – sucht mal die umgebenden Hochsitze ab!‘ Dort findet man nach einigem Suchen und Rufen den Faulpelz und bindet ihn unter Hohngelächter wieder los – natürlich nur in warmen und trockenen Nächten.

Überhaupt ist der Humor die Würze solcher Unternehmungen. Wenn das Opfer nicht am nächsten Tage über sein Erlebnis lachen kann, ist es entweder humorlos, oder es ist etwas falsch gelaufen.

Stets muß ein Erwachsener, ein Gruppenführer, die Aufsicht und Regie bei diesen Entführungen haben, sie auch vorher mit der Gruppe einstudieren. Hinter allen Aktionen des Lagergeistes hat Verantwortung zu stehen. Auf keinen Fall darf einem Büblein ein Haar gekrümmt werden – dafür hat die gute Mutti ja den lieben Kleinen nicht in unser rauhes, aber herzliches Lager geschickt. Hütet die Kleinen, aber bereitet ihnen ab und zu ein Abenteuer um Mitternacht!

Geschrieben von Günter Stiff, dem Redakteur des KOMM MIT Kalenders, nach Berichten von L.S., 1970

Frankensteins Ende*Ein Grusel sketch, eher für ältere Spieler*

Personen: Frankenstein
 seine „Kreatur“ (beide mindestens 16 alt)
 seine Dienerin

Zubehör: ein schmaler Tisch
 eine Tragbahre
 ein Stuhl
 zwei Bettlaken
 Fesselstricke
 halbwegs altertümliche Kleidung für alle
 Drei

Zwei Helfer tragen einen schmalen Tisch herein sowie eine Bahre, auf der unter einem Bettuch ein menschlicher Körper liegt. Die Bahre wird auf den Tisch gestellt und danach ein Stuhl hereingeschleppt, auf dem, ebenfalls unter einem Bettuch, ein unerkennbarer Jemand sitzt. Hat man eine Bühne mit Vorhang zur Verfügung, so steht dies Arrangement natürlich schon fertig da, wenn der Vorhang aufgeht.

Herein tritt Dr. Frankenstein. Er trägt einen dunklen Umhang (notfalls Wolldecke) und eine möglichst altertümlich wirkende Mütze. Feierlich stellt er sich neben die Bahre und spricht laut und langsam:

„Ich bin Baron von Frankenstein. In jahrelanger heimlicher Arbeit habe ich einen künstlichen Menschen erschaffen. Mit größter ärztlicher Kunst habe ich ihn aus Leichenteilen in den Kellern meines Schlosses zusammengefügt. Heute abend schlägt die Stunde, da ich ihn erwecken und seinen Gehorsam erproben will. Ich bitte um äußerste Ruhe.“

Er reißt mit einem Ruck das Laken von dem Liegenden herunter, der ärmlich, aber nicht lächerlich gekleidet ist. Über sein Gesicht, das unnatürlich bleich ist (Mehl), zie-

hen sich einige dunkle Risse mit quer darüber aufgereihten „Nähten“. Seine Augen sind noch geschlossen. Frankenstein redet ihn feierlich an:

„Kreatur, ich habe dich erschaffen, ich bin dein Herr. Heute sollst du zum Leben erwachen. Kreatur, ich befehle dir: Wache auf!“

Das Wesen rührt sich nicht. Frankenstein streckt ihm beschwörend die Arme entgegen und ruft laut: „Kreatur, wache auf!“

Nach einigen Sekunden hebt das Wesen mühevoll die Augenlider.

„Ich sehe, du verstehst mich, Kreatur. Du wirst mir von nun an gehorchen. Ich befehle dir: Erhebe dich!“

Das Wesen hebt langsam den Kopf, hält dann inne.

„Erhebe dich, Kreatur! Steh auf!“

Unter mehrfacher Wiederholung des Befehls klettert das Wesen zeitlupenhaft langsam und mit eckigen Bewegungen von der Bahre herunter und steht nun steif und mit hängenden Armen da.

„Folge mir zu diesem Stuhl, Kreatur!“ Das Wesen macht ein paar tapsende Schritte hinter dem Gebieter her, steht dann vor dem Stuhl. Sein Gesicht bleibt stumpf und ausdruckslos.

Frankenstein tritt an den Stuhl, reißt das Laken herunter. Auf dem Stuhl sitzt gefesselt und geknebelt (Hals-tuch quer durch den Mund) ein junges Mädchen mit angstgeweiteten Augen.

„Diese hier war meine Dienerin. Lange Jahre hat sie mir bei meinem Lebenswerk geholfen. Aber gestern, kurz vor seiner Vollendung, wollte sie mich verraten. Meine geniale Schöpfung wollte sie der Obrigkeit preisgeben, wollte deine Erweckung, Kreatur, im letzten Augenblick verhindern. Hätte sie ihr Ziel erreicht, so wärest du nie zum Leben erwacht. Sie ist des Todes würdig. Kreatur, gehe hin und erwürge sie!“

Die Kreatur macht einen stockenden Schritt auf das

Mädchen zu, streckt die Arme nach seinem Hals aus, öffnet die Hände zum Würgegriff, hält aber inne. Das Mädchen starrt ihr stumm entgegen.

„Hörst du nicht, Kreatur? Du sollst sie erwürgen! Worauf wartest du?“

Auf unbeholfene Weise kämpft die Kreatur mit sich selbst. Das Mädchen zappelt etwas in den Stricken, bleibt aber stumm (alles andere wäre zum Lachen) und starrt nur entsetzt auf das Wesen, das bereits dicht vor ihr steht.

„Gehorche, Kreatur! Sonst werfe ich dich zurück in den Schlaf des Todes! Vorwärts, erwürge sie!“

Wieder ruckt das Wesen an, kann sich aber nicht überwinden. Quälende Sekunden verstreichen. Frankenstein tritt nahe an beide heran, seine Stimme schwillt zum Donner: „Kreatur, zum letztenmal: Erwürge sie!“ Da dreht die Kreatur sich ruckhaft um, packt ihren Herrn an der Gurgel und beginnt ihn zu würgen. Etwa zehn Sekunden ringen sie keuchend, dann sinkt Frankenstein entseelt zu Boden. Die Kreatur steht ratlos da und glotzt das Mädchen an, das immer noch keinen Ton von sich gibt. Schließlich tritt das Wesen hinter ihren Stuhl, hebt ihn mitsamt dem angebundenen Mädchen auf und schleppt ihn, so langsam und tapsend wie immer, in unbeholfenem Zickzack von der Bühne.

Aufgeschrieben nach der Darbietung in einem Sommerlager von 1966

Wildlingslager

Wildlingslager gibt es zwar nicht, aber es sollte sie geben, und sie sollten jedem Jungen zwischen 11 und 14 Jahren offen stehen, der bereit ist, für drei Wochen ein spartanisch einfaches Leben abseits der Zivilisation zu führen, auf Stroh zu schlafen, kurze Hosen zu tragen, auf Fernsehen, Transistormusik und Eislutschen zu verzichten und überhaupt die Verführungen des Wohlstands einmal übungsweise hinter sich zu lassen.

Wildlingslager könnten vom Staat oder von sonstigen Organisationen getragen werden und sollten kostenlos und damit klassenlos sein. Sie sollten möglichst einsam in waldiger Landschaft liegen – wohl der schwierigste Teil ihrer Realisierung -, und sie müßten ein Gebäude haben, das Wasser, Stromanschluß, sanitäre Anlagen und die Küche enthält, die ein eigenes Personal hat. Auch ein Essraum wäre vorzusehen. Der Rest bestünde aus Zelten. Keinesfalls fehlen dürfte ein Bolzplatz.

In jedes dieser Zelte zöge dann eine Gruppe von etwa 10 Jungen und einem Betreuer. Der Betreuer sollte mindestens 18 Jahre alt sein, möglichst Primaner oder Student, zumindest aber schon etwas erfahren im Umgang mit Jungen und durch einen kleinen Lehrgang vorbereitet. Nichtraucher und Alkoholverächter würden bevorzugt, denn sie sollten u.a. auch Vorbild im Verzichtekönnen sein.

Wildlingslager sollten den Jungen ein Höchstmaß an altersgemäßen Abenteuern und Aktivitäten bieten – vom üblichen Wandern, Singen und Geschichtenerzählen über Sportwettkämpfe und Geländespiele bis zu mehr oder minder zünftigen Mutproben, Überfällen und Bandenkriegen. Streiche sollten nicht nur erlaubt, sondern sogar erwünscht sein, solange sie kein fremdes Eigentum beschädigen und ihre Opfer weder blamieren noch quälen.

Wer von einem Wildlingslager heimkommt, müßte übersprudeln von erzählenswerten Erlebnissen – anders als heute, wo die meisten Kinder, die aus einem Lager heimkehren, nahezu nichts zu erzählen haben. Jedes Wildlingslager sollte Höhepunkte bieten, die man nie im Leben mehr vergisst.

Alle im Wildlingslager, Betreuer und Jungen, sollten entschlossen sein, so viele Erlebnisse wie möglich aus diesen zwei oder drei Wochen herauszuholen. Als erstes sollte sich wohl jede Gruppe einen Namen geben, den sie dann auf einem selbstbemalten Brett über ihr Zelt hängen kann, und die nächsten drei oder vier Tage hätten vor allem dem gegenseitigen Kennenlernen zu gelten und dem Erwandern der näheren Umgebung – jeweils *eine* Expedition in jede Himmelsrichtung. Dabei könnte man bereits die besten Stellen für Geländespiele und fürs Hüttenbauen entdecken, Bäche zum Stauen, moorige Senken für Schlamm Schlachten, Wildhütten zum nächtlichen Erzählen von Gruselgeschichten, Weiher zum Baden und vielleicht sogar Höhlen und Ruinen zum Erforschen. Bei schönem Wetter sollten alle barfuß laufen und auch sonst nur mit Turn- oder Badehose bekleidet sein – schlechtes Wetter gibt es ja genug, und jeden sonnigen Tag sollte man nutzen, um braun zu werden. Ein Gewitterguß und ein paar Kratzer von Dornen gehören dazu.

Nach den ersten Tagen hätte dann die Lagerolympiade zu starten – sportliche, musische und geistige Wettbewerbe der Gruppen untereinander: Fußball- und vielleicht auch Volleyballturnier, Schwimmstaffette, Kurz- und Langstreckenlauf, Dreibeinlauf-Staffette, Ball- oder Speerwurf, Ringerturnier usw. Als geistige Wettbewerbe kämen Mühle, Dame und Schach in Frage und am besten auch ein Quiz.

Spätestens nach einer Woche sollte auch der Singewettstreit vorbereitet werden: Jede Gruppe hätte mindestens zwei Lieder, möglichst neu gelernte, vorzutragen,

und bei Regenwetter übe man sie ein. Ferner je zwei Sketche, die am Ende des Lagers in einem Lagerzirkus zur Aufführung kämen – auch sie würden nach Punkten bewertet.

Jede Nacht hätte im Wildlingslager ein Wachfeuer zu brennen, reihum von je einer Gruppe genährt und gehütet, und das Holz dazu hätten die Jungen am Vortage selber zu sammeln.

Das A und O aller Wildlingslager aber hätten die großen Geländespiele zu sein, bei Tag und bei Nacht, anfangs mit Lebensfäden, später mit zünftiger Fesselung der Gegner; und da nur noch wenige Jungen von heute das wilde Geländespielen beherrschen, hätten in der ersten Woche systematische Übungen im Schleichen, Raufen und Fesseln auf dem Programm zu stehen, dazu das Ertragen von Schmerzen und das neidlose Verlierenkönnen.

Am besten wäre es natürlich, wenn in einigen Kilometern Entfernung ein weiteres Wildlingslager bestünde – spätestens nach einer Woche bräche dann die große Fehde zwischen beiden Lagern aus, stets von beiden Lagerleitern in den Grenzen rauhbeiniger Fairness gehalten, und an Höhepunkten würde es nicht fehlen.

Auch der berühmte Lagergeist könnte alsbald in Aktion treten. Er hätte aus einem undefinierbaren, aber mehrköpfigen Wesen zu bestehen, das nächtlich zur Geisterstunde, verummmt und maskiert, im Lager herumspukt, Schläfer mit Filzstift und Schuhcreme bemalt oder gar bestimmte Knäblein, die tagsüber unangenehm auffielen, entführt und *humorvoll* bestraft.

All dies hätte in einem Klima der Kameradschaft, der Phantasie, der Naturverbundenheit und des Humors zu geschehen, das niemals zu Auswüchsen führen dürfte. Anfälle von Rachsucht und Grausamkeit müßten von den Betreuern auf das Maß eines rauhbeinigen, aber ehrlichen Kampfspiels zurückgeschraubt werden. Bei aller

Einsatzfreude, allem Ehrgeiz hätte die Gemeinsamkeit jugenhaften Erlebens im Vordergrund zu stehen und sich am letzten Tage des Lagers bei einem großen Lagerfeuer mit Liedern, Sketchen und der Siegerehrung zu bestätigen.

Elternbesuch im Wildlingslager wäre unerwünscht. Seit wann hätten Eltern Verständnis für die urtümlichen Gelüste ihrer Söhne im Lausbubenalter? Es genügt, wenn sie ihren Filius gesund und braungebrannt zurück-erhalten – alles andere bleibt die Sache der Jungen und der Betreuer.

Auch bei den Pfadfindern und der Bündischen Jugend könnten und sollten die Wildlingslager üblich werden. Jedes herkömmlich langweilige Pfadfinderlager könnte unschwer in ein Wildlingslager umgewandelt werden, wenn man nur den Sippen das dreimalige tägliche Kochen ersparen würde und damit Zeit für die anderen Aktivitäten gewönne. Vielleicht könnte wenigstens tageweise je eine winzige Kochmannschaft für alle übrigen mitkochen?

Und die Bündische Jugend sollte wohl ebenfalls ihre 11- bis 14-jährigen Pimpfe, statt sie instinktloserweise auf Großfahrt ins Ausland zu schleppen, in ein sehr viel passenderes Wildlingslager schicken. Später, ab 15, können sie dann immer noch, über Jahre hinweg, ihre geheiligten Großfahrten machen. Man lasse ihnen mal probe-weise die Wahl!

Wird es jemals solche Wildlingslager geben? Vorderhand sicherlich nicht. Denn inzwischen haben die rebellischen Studenten von 1968 ihren lange angedrohten „Marsch durch die Institutionen“ angetreten, sind in den Führungspositionen der großen Pfadfinderbünde und der Jugendpflege angekommen und pflegen dort das, was sie „Friedenserziehung“ nennen, und natürlich auch die Ko-education um jeden Preis.

Das Ergebnis liegt seit Jahren auf der Hand: Unausge-

lastete und gelangweilte Jungen, die in ihrer Freizeit nichts mehr mit sich anzufangen wissen, nur noch Comics, Popmusik und Näschiereien genießen und mit zunehmendem Alter immer willensloser den Zivilisationsgiften verfallen: dem Nikotin, dem Alkohol, der Drogensucht, dem verfrühten Sex und der Kriminalität. Heute kommt noch die Computersucht hinzu. Kaum sind sie ihrer erlebnisarmen, passiven und konsumverwöhnten Kindheit entwachsen, da versagen sie schon vor dem Leistungsdruck eines Wirtschaftssystems, dem allein sie doch den Treibhauswohlstand ihrer Kindheit verdanken. Unsportlich und verweichlicht, in Diskotheken ihre innere Leere betäubend, als vermeintliche Helden auf Mopeds herumknatternd und verfrüht die Abgebrühten spielend, können sie einem leid tun, manchmal schon mit 12 und 13 Jahren

Wer dagegen seine Knabenjahre nutzte, indem er so lange wie möglich ein Wildling blieb und die phantasievoll abhärtende Spielwelt seiner Altersstufe durchlief, der bringt in seine Pubertät die unersetzliche Erfahrung mit, daß ein Mensch auch ohne Luxusgüter, ohne täglichen Prestigekonsum und ohne die trügmachenden Annehmlichkeiten der Zivilisation zufrieden und ausgefüllt leben kann, daß eigenes Tun zehnmal wertvoller und bildender ist als passiver Genuß und das faire Kräfteressen keine Brutalität, sondern ein Bestandteil des Lebens.

Wildlingslager wären ein Stück Einübung in materielle Bescheidenheit, und wer sie über vier Jahre hinweg durchlaufen hätte, zwischen elf und vierzehn, der würde für den Rest seiner Tage dem Leben eher gewachsen sein als die trägen, verweichlichten, in körperlicher und seelischer Schlawheit versunkenen Konsumkinder, die uns die moderne Pädagogik, zusammen mit den materialistischen Elternhäusern, beschert hat.

Erschienen in der Zeitschrift „stichwort“ 4/86, Heiden-

heim, 1986. Leider redaktionell gekürzt. Original-Manuskript verschollen.